

IX. „Zwischen konzentrierter Stille und Weltoffenheit“:¹ Die Idee der Campus-Universität im Kontext westdeutscher Universitätsneugründungen der 1960er Jahre

1. Hochschulreform durch Neugründungen

Die bis in das Jahr 1945 zurückreichende Diskussion um eine nachhaltige Hochschulreform hatte bis Ende der fünfziger Jahre kaum greifbare Ergebnisse erbracht. Erst jetzt begannen die Reformvorschläge und -forderungen, verstärkt durch die 1960 erschienenen *Empfehlungen des Wissenschaftsrates zum Ausbau der wissenschaftlichen Hochschulen*, konkrete Formen anzunehmen. Alle am Thema Hochschulreform beteiligten Gruppen, Gremien und Institutionen waren darum bemüht, Reformkonzepte nach ihren Vorstellungen zu erarbeiten und diese der Öffentlichkeit zu präsentieren. Aufgrund der seit Kriegsende gesammelten Erfahrungen hatte sich zunehmend die Erkenntnis durchgesetzt, daß nachhaltige Reformen auf Hochschulebene im Rahmen der bestehenden Universitäten nur schwer durchgesetzt werden könnten. Jahrhundertalte Institutionen wie Heidelberg, Tübingen oder Göttingen waren nicht in der Lage und oftmals nicht gewillt, ihre traditionellen Strukturen dem in Reformfragen zunehmend „amerikaorientierten“ Zeitgeist anzupassen. Gleiches galt für Hochschulen jüngerer Datums wie Frankfurt (1914), Hamburg und Köln (beide 1919), die vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges gegründet worden waren, oder die ersten Nachkriegsgründungen in Mainz (1948), Saarbrücken und Berlin (beide 1948), die sich – trotz aller Varianten und Neuerungen im Detail – aus Traditionsbewußtsein und Legitimitätsgründen am strukturellen Aufbau ihrer Vorgänger orientierten.² Verschärft wurde die Situation um 1960 durch die stetig ansteigenden Studentenzahlen, die von den insgesamt 19 Universitäten und sieben Technischen Hochschulen auf dem Gebiet der Bundesrepublik nur noch bedingt absorbiert werden konnten. Nach Angaben des Wissenschaftsrates hatte sich die Zahl der Studenten allein zwischen dem Wintersemester 1950/51 (ca. 111 000) und dem Wintersemester 1960/61 (ca. 205 000) nahezu verdoppelt. Im folgenden Jahrzehnt stieg die Zahl sogar um weitere 45 000 auf ca.

¹ Zitat aus Hans Werner Roth's Bremer Denkschrift in Neuhaus: Dokumente zur Gründung neuer Hochschulen 1960–1966, S. 308. Grundlegend zu der im folgenden erörterten Thematik ist der auf diesem Kapitel basierende Aufsatz von Stefan Paulus: „Zwischen konzentrierter Stille und Weltoffenheit: Zur Idee der Campus-Universität im Kontext westdeutscher Universitätsneugründungen der 1960er Jahre, in: Universität Regensburg: Ein Campus für Regensburg, S. 37–55.

² Vgl. die Einschätzung von Goldschmidt: Phasen der Hochschulentwicklung, S. 71f.

251 000 immatrikulierte Studenten an.³ Mit dem alleinigen Ausbau der bestehenden Hochschulen war dieser Entwicklung, darüber bestand um 1960 weitgehende Einigkeit, nicht mehr zu begegnen. Der einzige Ausweg, der gleichzeitig eine quantitative Entlastung der Hochschulen und eine tiefgreifende Hochschulreform ermöglichen konnte, schien daher die Neugründung von Universitäten.⁴ Diese Neuausrichtung hin zu einer gleichsam progressiven wie expansiven Hochschulpolitik war Teil eines Planungsbooms, „der sich seit Mitte des Jahrzehnts vollends entfaltete, in den frühen siebziger Jahren jedoch bereits wieder rückläufig war“.⁵

Bereits unmittelbar nach Kriegsende hatte es in der amerikanischen Besatzungszone erste Neugründungsinitiativen in Bremen und Regensburg gegeben, deren erklärtes Ziel es war, das deutsche Universitätswesen nach der Katastrophe des Nationalsozialismus grundlegend zu reformieren. Beide Projekte scheiterten jedoch einerseits am Widerstand der bestehenden Hochschulen, aus deren Sicht die Priorität ausnahmslos auf dem Wiederaufbau und nicht der Neugründung von Universitäten liegen sollte, und andererseits an den Vorbehalten der amerikanischen Besatzungsmacht, die zwar durchaus Sympathien für derartige Reformvorhaben hegte, sich aus finanziellen wie politischen Gründen jedoch zu keiner Unterstützung durchringen konnte.⁶

Die Skepsis insbesondere der WRK gegenüber jeglichen Neugründungsplänen blieb auch in der Folgezeit unverändert. In den Reihen der Universitätsrektoren herrschte die nicht unbegründete Befürchtung vor, daß Neugründungen enorme finanzielle Mittel binden würden, die den bestehenden Hochschulen nicht mehr für ihre notwendigen Ausbauvorhaben zur Verfügung stünden. Ferner wurde die aus heutiger Sicht eher befremdend anmutende Meinung vertreten, daß Neugründungen der Qualität des deutschen Hochschulwesens grundsätzlich schaden könnten. „Die Rektorenkonferenz sieht sich [...] genötigt“, wie es beispielsweise nach deren Heidelberger Zusammenkunft vom 4. Januar 1951 hieß,

„aufs neue vor einer Inflation auf dem Gebiet des eigentlichen Hochschulwesens zu warnen. Zweifellos steht den westdeutschen Ländern wie [...] auch den Kirchen das Recht zu, Hochschulen durch Gesetz zu errichten. Es widerspricht aber nach Auffassung der Rekto-

³ Wissenschaftsrat: Abiturienten und Studenten. Entwicklung und Vorschätzung der Zahlen 1950 bis 1980, Bad Godesberg 1964, S. 19. Vgl. in diesem Zusammenhang auch ders.: Empfehlungen des Wissenschaftsrates zum Ausbau wissenschaftlicher Einrichtungen, Teil I: Wissenschaftliche Hochschulen, S. 24–28, sowie die damalige Einschätzung der Lage aus Sicht eines Hochschullehrers bei Schöne: Kampf um die Universität, S. 9–12.

⁴ Vgl. zum Pro und Contra der damaligen Diskussion sowie zur weiteren Entwicklung des Neugründungsprozesses u. a. Georg Melcher: „Neue“ – oder „mehr alte“ Universitäten?, in: DUZ 19 (1963), S. 19–22; Das Hochschulwesen in der Bundesrepublik Deutschland, S. 24–26; Schöne: Kampf um die Universität, S. 73–80; Hennis: Die deutsche Unruhe, S. 13–33 und S. 47–65; Werner Thieme: Hochschulneugründungen und Hochschulreform, in: Mitteilungen des Hochschulverbandes 13/2 (1965), S. 45–49; Hubert Raupach/Bruno W. Reimann: Hochschulreform durch Neugründungen? Zu Struktur und Wandel der Universitäten Bochum, Regensburg, Bielefeld, Bonn 1974, S. 64–76; Müller: Geschichte der Universität, S. 105–107; Ellwein: Die deutsche Universität, S. 249–263; Dietrich Goldschmidt: Phasen der Hochschulentwicklung, S. 75–84.

⁵ Metzler: Konzeptionen politischen Handelns, S. 419. Vgl. hierzu auch Anweiler: Bildungspolitik, S. 629f.

⁶ Vgl. oben Kapitel IV. 1.

renkonferenz dem traditionellen Gewicht und dem internationalen Ansehen der deutschen Hochschulen, wenn von dem erwähnten Recht der Länder und Kirchen unbedenklich, d. h. ohne Konsultation mit allen deutschen Ländern [hiermit waren die Länder der Ostzone gemeint, S. P.] und vor allem den alten, in der Rektorenkonferenz vertretenen Hochschulen, Gebrauch gemacht wird. Neugründungen verzehren die materiellen Mittel, die den bestehenden Hochschulen fehlen.“⁷

Mit dieser Stellungnahme wandte sich die WRK dezidiert gegen jegliche staatlichen oder kommunalen Gründungsinitiativen.⁸ Und noch im Mai 1957 empfahl die Rektorenkonferenz, vor einer möglichen Entscheidung für Neugründungen „zunächst die Universitäten und Technischen Hochschulen sowie die anderen Forschungszentren derart auszustatten und auszubauen, daß sie den Anforderungen in Forschung und Lehre so nachkommen können, wie es sachlich notwendig ist und im Hinblick auf die Anstrengungen anderer Staaten wünschenswert erscheint“.⁹

Eine im Hinblick auf die weitere Entwicklung wichtige Neubewertung erhielt das Thema Neugründungen durch die 1960 erschienenen *Empfehlungen des Wissenschaftsrates zum Ausbau der wissenschaftlichen Einrichtungen, Teil I: Wissenschaftliche Hochschulen*.¹⁰ Zwar lag der Schwerpunkt der Empfehlungen auf dem Ausbau der bestehenden 26 Universitäten und Technischen Hochschulen, doch wurde hier erstmals auch die Errichtung neuer wissenschaftlicher Hochschulen als dezidiertes Ziel formuliert.¹¹ Dabei vertrat der Wissenschaftsrat die Ansicht, daß mittel- wie langfristig die Kapazitäten der Hochschulen trotz entsprechender Erweiterungen nicht ausreichen würden, den wachsenden studentischen Andrang zu bewältigen. Damit war die Expansion des Hochschulwesens als künftiges Programm westdeutscher Bildungspolitik verkündet worden.¹² Der Blick ins benachbarte Ausland, so beispielsweise nach England, Frankreich und in die Beneluxstaaten, schien zu bestätigen, daß auch dort auf die rasant steigenden Studentenzahlen mit entsprechenden Neugründungsplänen reagiert wurde.¹³ „Die Aufgabe der neuen Hochschulen kann daher“, wie der Wissenschaftsrat betonte,

„nur von den Verhältnissen an den bestehenden abgeleitet werden. Sie wird im wesentlichen darin bestehen, zusätzliche Studienmöglichkeiten in den Fächern zu bieten, in denen zur Zeit eine Überfüllung festzustellen ist, ferner aber auch in solchen, bei denen sich die Notwendigkeit einer Erweiterung der Ausbildungskapazität für die Zukunft absehen läßt. Insofern werden die Hochschulen also vor allem die Funktion haben, die bestehenden zu entlasten.“¹⁴

⁷ Neuhaus: Dokumente zur Hochschulreform 1945–1959, S. 43.

⁸ Ebd., S. 48f.

⁹ Ebd., S. 79. Zu der ablehnenden Haltung der WRK gegenüber jeglichen Neugründungsplänen vgl. die kritische Einschätzung bei Raupach/Reimann: Hochschulreform durch Neugründungen?, S. 64f.: „So ist die Geschichte der Interpretation des Hochschulwesens seitens der WRK eine Geschichte falsch aufgezeäumter Alternativen: der falschen Disjunktion von Ausbau und Neugründung. Diese Geschichte reicht tief in die 50er Jahre zurück.“

¹⁰ Wissenschaftsrat: Empfehlungen des Wissenschaftsrates zum Ausbau der wissenschaftlichen Einrichtungen, Teil I: Wissenschaftliche Hochschulen (1960).

¹¹ Siehe hierzu ebd., S. 51–56.

¹² Anweiler: Bildungspolitik, S. 627.

¹³ Wissenschaftsrat: Empfehlungen des Wissenschaftsrates zum Ausbau der wissenschaftlichen Einrichtungen, Teil I, S. 52.

¹⁴ Ebd., S. 53.

Allerdings wollte der Wissenschaftsrat die Neugründungen nicht auf den Entlastungsaspekt reduziert sehen. Diese sollten zudem eine nicht zu unterschätzende reformpolitische Rolle spielen:

„Bei der Gründung neuer Hochschulen wird man aber auch neue Wege in der organisatorischen Zusammenfassung der Fächer und in der Gestaltung von Unterricht und Erziehung erwägen müssen. Mängel, die sich in den bestehenden Hochschulen zeigen, können vermieden werden; bei einer sorgfältigen Planung der Struktur der Hochschule lassen sich Gedanken aus der Diskussion um die Hochschulreform erproben.“¹⁵

Als nicht minder bedeutend für die weitere Entwicklung der deutschen Campus-Universität dürfen diejenigen Ausführungen des Wissenschaftsrates betrachtet werden, die sich mit der Frage des Standortes künftiger Neugründungen beschäftigten. Der Wissenschaftsrat legte vor allem auf das geistige und kulturelle Umfeld sowie das Vorhandensein eines ausreichend großen und geschlossenen Baugebietes von mindesten 150 Hektar Wert.¹⁶ Gleichzeitig warnte der Wissenschaftsrat ausdrücklich vor einer voreiligen Verwendung von Provisorien, die dem Gedanken einer Neugründung, ja einem universitären Neuanfang entgegenstünden. Konkret ging es diesbezüglich um die seit 1945 immer wieder in Erwägung gezo- gene und in Mainz und Saarbrücken auch praktizierte Zweckentfremdung ehemali- ger Kasernengebäude: „Eine neue Hochschule darf ihre Tätigkeit keinesfalls in Behelfsheimen (Kasernen, Baracken usw.) beginnen; auch schlechte Provisorien sind gelegentlich dauerhaft.“¹⁷ Diese Haltung des Wissenschaftsrates in der Stand- ortfrage belegt, daß der Gründung neuer Universitäten bereits zu diesem Zeit- punkt der Gedanke komplett neu errichteter Anlagen zugrunde lag. Gleichfalls denkbare Alternativen, wie beispielsweise die Verwendung innerstädtischer Im- mobilien bzw. geschlossener Kasernengelände, fanden entweder keine Erwähnung oder wurden explizit ausgeschlossen. Gemäß der von ihm definierten Kriterien sprach sich der Wissenschaftsrat für die Gründung von insgesamt drei Volluniver- sitäten (im Raum München, Norddeutschland sowie im nordrhein-westfälischen Industrievier), einer Technischen Hochschule, mehrerer ingenieurwissenschaft- licher Fakultäten an bestehenden Hochschulen sowie einer ebenfalls nicht näher bestimmten Anzahl Medizinischer Akademien aus.¹⁸

Die Empfehlungen des Wissenschaftsrates stießen bundesweit auf große Reso- nanz. Während die WRK diese „als den stärksten Impuls in der Geschichte der

¹⁵ Ebd., S. 54.

¹⁶ Vgl. ebd., S. 56: „Bei der Wahl des Standortes müssen in allen Fällen von Neugründungen einige allgemeine Gesichtspunkte beachtet werden. [...] Die Aufnahme einer Hochschule in den Bereich einer Gemeinde hat eine Bereicherung des geistigen und kulturellen Lebens zur Folge. Diese Bereicherung sollte aber eine wechselseitige sein. Das setzt voraus, daß ein von entsprechenden Einrichtungen getragenes kulturelles Leben bereits vorhanden ist. [...] Der Bau einer neuen Hochschule sollte nur dort geplant werden, wo ausreichend Gelände für die Entwicklung zur Verfügung steht. Ein geschlossener Geländekomplex von mindestens 150 ha. Größe ist für den Bau einer modernen Hochschule (mit Klinikum), die etwa 8000 Studenten aufnehmen kann, erforderlich.“

¹⁷ Ebd. Vgl. zudem Stefan Muthesius: *The Postwar University. Utopianist Campus and College*, New Haven/London 2000, S. 221.

¹⁸ Wissenschaftsrat: *Empfehlungen des Wissenschaftsrates zum Ausbau der wissenschaftli- chen Einrichtungen*, Teil I, S. 55f.

deutschen Hochschulen“¹⁹ bezeichnete, fiel die Reaktion auf seiten der Kultusminister deutlich verhaltener aus. Beispielsweise sprach sich das schleswig-holsteinische Kultusministerium nach Erscheinen der Empfehlungen in einem Rundschreiben an die übrigen Landeskultusministerien zwar prinzipiell für die Neugründung von Hochschulen aus, hielt jedoch den Zeitpunkt noch für völlig verfrüht. In Kiel wurde die Auffassung vertreten, daß die Gründung neuer Hochschulen in absehbarer Zeit zu keinerlei Entlastung der bestehenden Universitäten führen werde. „Das zweifellos Rationellere“, so das Fazit des schleswig-holsteinischen Kultusministeriums, „ist eine gezielte Erweiterung der bestehenden Hochschulen, da niemals alle Fakultäten und Institute überfüllt sind und solche Überfüllungen zudem dem Wechsel unterliegen.“²⁰ Die hier stellvertretend für die Mehrheit der Bundesländer zum Ausdruck kommende Zurückhaltung gegenüber den Neugründungsvorschlägen des Wissenschaftsrates war aus haushaltspolitischen Gründen durchaus nachzuvollziehen, da enorme Kosten mit der Gründung neuer *und* dem parallel weiterlaufenden Ausbau der alten Hochschulen verbunden waren.²¹

Gleichwohl gab es auch solche Reaktionen, die den reformpolitischen Ansatz des Wissenschaftsrates ausdrücklich begrüßten. So hob der ehemalige Hamburger Bildungssenator und Ordinarius für Erziehungswissenschaften an der Universität Hamburg, Hans Wenke, kurz nach Veröffentlichung der Empfehlungen unter Hinweis auf die ebenso berühmte wie folgenreiche Berliner Universitätsgründung von 1810 die von der Errichtung neuer Hochschulen zu erhoffenden positiven Impulse hervor:

„Wenn hier nicht nur von der Gründung, sondern auch von der Gestaltung neuer Hochschulen die Rede ist, so ist leicht zu erkennen, daß man bestrebt sein wird, eine neu gegründete Hochschule nicht als getreues Nachbild der traditionellen Universitäten aufzubauen, sondern neue Formen zu suchen und so die Chance wahrzunehmen, die bei der Erweiterung bestehender Einrichtungen nicht im gleichen Maße gegeben sind. Dieser sinnvolle Vorschlag hat übrigens große Vorbilder in der Geschichte der deutschen Hochschulen, z. B. in der Gründung der Friedrich-Wilhelms Universität [...]. Sie war vom ersten Tag an eine Universität neuen Stils und wurde in der Folgezeit zum Modell für andere – auch ältere – Hochschulen.“²²

Als bald begriffen auch die Bundesländer, entgegen ihrer anfänglichen Zurückhaltung, die Gründung neuer Universitäten als einmalige Chance zur Umsetzung notwendiger und seit längerem diskutierter Reformmaßnahmen. Wie dem Protokoll einer Ministerratssitzung der baden-württembergischen Landesregierung vom 18. Juli 1961 entnommen werden kann, hatte der vom Wissenschaftsrat vornehmlich intendierte Entlastungsaspekt plötzlich an Relevanz verloren. Gegen-

¹⁹ BayHStA, MK 68652, Ergebnisprotokoll der XLIV. (a.o.) Westdeutschen Rektorenkonferenz in Bonn vom 16. 12. 1960. Vgl. hierzu auch Metzler: Konzeptionen politischen Handelns, S. 169f.; Anweiler: Bildungspolitik, S. 629f.

²⁰ BayHStA, MK 68575, Rundschreiben des Kultusministers des Landes Schleswig-Holstein an die übrigen Kultusminister vom 30. 4. 1960, S. 7.

²¹ Zum hier angesprochenen Kostenfaktor vgl. Anrich: Die Idee der deutschen Universität und die Reform der deutschen Universitäten, S. 101f.

²² BayHStA, MK 68575, Abschrift eines Rundfunkkommentars von Prof. Dr. Hans Wenke zum Thema „Über die Umgestaltung und Neugründung von Hochschulen“ vom 28. 5. 1960.

über seinen Kabinettskollegen betonte Kultusminister Gerhard Storz, „daß eine Neugründung nur in der Absicht verfolgt werden sollte, einen wesentlichen Beitrag zur Reform der deutschen Universität zu leisten [und] nicht um der Überfüllung der Hochschulen abzuhelpen“. ²³

Diese Aussage verdeutlicht exemplarisch, daß bereits kurze Zeit nach dem Erscheinen der Empfehlungen des Wissenschaftsrates die Neugründungsfrage von politischer Seite nicht mehr unter rein quantitativen, sondern primär auch qualitativen Gesichtspunkten gesehen wurde. In den Staatskanzleien und Kultusministerien der Bundesländer hatte sich ganz offenkundig die Ansicht durchgesetzt, daß Neugründungen – trotz oder gerade wegen der damit verbundenen finanziellen Belastungen – eine weichenstellende Investition in die Modernisierung des deutschen Hochschulwesens bedeuteten. Hier schien sich das geeignete Experimentierfeld zu bieten, um lang diskutierte Struktur- und Verwaltungsreformen auf universitärer wie wissenschaftlicher Ebene modellhaft umzusetzen. ²⁴ Auch sollte unter dem Dach der Neugründungen der Gedanke einer neuen und gemeinschaftsfördernden Form des Miteinanders von Lehrenden und Lernenden verwirklicht werden, wie der damalige baden-württembergische Ministerpräsident und spätere Bundeskanzler Kurt Georg Kiesinger während einer Kabinettsitzung im Herbst 1962 deutlich machte:

„Der Herr Ministerpräsident legt zusammenfassend die Gründe dar, die ihn bewogen hätten, die Gründung einer Universität in Konstanz vorzuschlagen. [...]. Eine Neugründung sei indessen nicht nur unter dem Gesichtspunkt der Entlastung der bestehenden Hochschulen erforderlich, sondern könne auch einen wesentlichen Beitrag zur Reform der deutschen Universität leisten. Die bestehenden Universitäten seien gar nicht in der Lage, Maßnahmen für eine Reform selbst zu ergreifen. [...]. Auch weitere Gedanken aus der Diskussion um die Hochschulreform ließen sich bei der Gründung neuer Hochschulen erproben. So könnten neue Formen des Gemeinschaftslebens entwickelt werden durch die Errichtung von Kollegienhäusern oder durch die Anlegung eines geschlossenen Universitätsbezirks, in dem sich die Wohnungen von Lehrern und Studenten befänden.“ ²⁵

Die hier im Hinblick auf eine Universitätsgründung in Konstanz formulierten Vorstellungen Kiesingers sind ein Beleg dafür, daß die Konzeption einer Campus-Universität in erster Linie nicht allein aus pragmatischen Gründen verfolgt wurde (z. B. wegen mangelnder Bauflächen innerhalb der Stadtzentren), sondern bewußt mit einer bestimmten Vorstellung vom Campus-Leben, sprich einer engen akademischen Arbeits- und Lebensgemeinschaft, verbunden war. ²⁶

²³ HStAS, EA 1/923, Aktenbund 4106, Bd. I, Dokument 28, Bericht des Kultusministers zur Frage der Neugründung von Hochschulen und Medizinischen Akademien. Auszug aus der Sitzung des Ministerrates vom 18.7.1961.

²⁴ Vgl. Das Hochschulwesen in der Bundesrepublik Deutschland, S. 26.

²⁵ HStAS, EA 1/923, Aktenbund 4106, Bd. I, Dokumente 57/58, Auszug aus der Niederschrift über die Sitzung des Ministerrates vom 15.10.1962.

²⁶ Vgl. Das Hochschulwesen in der Bundesrepublik Deutschland, S. 26.

2. Die Rezeption des amerikanischen Campus-Gedankens im Vorfeld westdeutscher Universitätsneugründungen

Was aber schwebte dem baden-württembergischen Ministerpräsidenten konkret vor, als er von einem „geschlossenen Universitätsbezirk“ sprach? Es steht außer Zweifel, daß zu Beginn der 1960er Jahre das in der Bundesrepublik vorherrschende und teilweise stark idealisierte Bild einer in sich geschlossenen Universitätsanlage vorwiegend von amerikanischen Campus-Universitäten beeinflusst war.²⁷ Hierfür gab es in erster Linie zwei Gründe: Erstens die schon mehrfach erwähnte amerikanische Sonderrolle als führende westliche Wissenschaftsnation nach 1945. Ähnlich wie das amerikanische Universitäts- und Wissenschaftssystem galt nach dem Zweiten Weltkrieg in zunehmendem Maße auch die äußere Gestalt amerikanischer Universitäten als vorbildlich. Zweitens hatte sich in den USA, im Unterschied zu England, seit Jeffersons bemerkenswertem Idealplan für *seine* University of Virginia und dann vor allem im Zuge der zahlreichen Neugründungen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine eigene Tradition des sogenannten Campus Planning herausgebildet.²⁸ In der Tat waren in keinem anderen hochentwickelten Land binnen weniger Jahrzehnte derart viele neue Colleges und Universitäten auf der „grünen Wiese“ entstanden wie in den Vereinigten Staaten seit dem Ende des Bürgerkrieges 1865, was „die USA zur dichtesten Universitätslandschaft werden ließ.“²⁹ Doch auch in den 1960er und 1970er Jahren nahmen die USA im Rahmen der weltweit zu beobachtenden Expansion des Universitätswesens eine führende Rolle ein.³⁰ Die aus dieser besonderen amerikanischen Entwicklung resultierenden Erfahrungen in der Planung und dem Bau ganzer Universitätskomplexe erklärt die transatlantische Ausrichtung der deutschen Neugründungsdiskussion.

Einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf die Vorstellungen, die man sich in der Bundesrepublik von der damals hierzulande noch weitestgehend unbekannten Form der Campus-Universität machte, übten abermals die Erfahrungsberichte deutscher Studenten und Wissenschaftler aus. Voller Euphorie beschrieb beispielsweise 1957 der einundzwanzigjährige Hellmut Wollmann in seinem Bericht an die Bonner Fulbright-Kommission die im Unterschied zu deutschen Universitäten vollkommen andersartige Atmosphäre auf dem Campus der Wesleyan University in Middletown. Dabei lag Wollmanns Hauptaugenmerk, wie wenige Jahre später dann auch das von Kiesinger im Hinblick auf Konstanz, auf den durch die Abgeschlossenheit des Universitätsgeländes hervorgerufenen Besonderheiten des amerikanischen Campuslebens:

²⁷ Muthesius: *The Postwar University*, S. 203, sieht folgende Dreiteilung: „While England gave us the ‚college‘ and America the ‚college campus‘, Germany was the land of ‚university‘, no more, no less.“

²⁸ Dober: *Campus Planning*, S. 1–54; ders.: *Campus Design*, New York u. a. 1992, sowie speziell im Hinblick auf die Entwicklung im Universitätsbau nach 1945 das aktuelle Standardwerk von Muthesius: *The Postwar University*, S. 2–52.

²⁹ Weber: *Geschichte der europäischen Universität*, S. 171.

³⁰ Vgl. ebd., S. 168–174.

„Ein schon auf den ersten Blick hin bezaubernder Campus beherbergt eine kleine Welt, die in sich geschlossen ist und sich eigentümlich scharf von dem ‚downtown‘ Middletown absetzt. Das college könnte ebenso gut irgendwo anders, inmitten freien Feldes stehen. [...] Wie eng sind doch Universität und Universitätsstadt in Deutschland verflochten und verwachsen! – Der Neuankömmling empfindet diese beinahe mönchische Abgeschlossenheit, In-sich-Geschlossenheit des Campus‘ vom ersten Augenblick an. Der Verkehr brandet an dem Universitätsgelände vorbei, spart eine Insel der [...] Stille aus (in Heidelberg droht der Lärm der vorüberheulenden Autos den Vortrag des Professors in der großen Aula oft zu übertönen). Der Neuankömmling durchschreitet eine Reihe stattlicher fraternity-Häuser, um sich dann vor den dorms und Verwaltungsgebäuden zu befinden. Weiter drüben: chapel und theater [...]. Irgendwie liegt eine gewisse Ehrwürdigkeit, unverkennbare Würde über diesen Gebäuden, von denen einer der beliebtesten University songs von als den ‚ivied walls and soried halls‘ singt.“³¹

Es war schließlich der spätere Bremer Universitätskurator Hans Werner Rothe, der in seiner im Frühjahr 1961 vorgestellten Denkschrift *Über die Gründung einer Universität zu Bremen* erstmals die amerikanische Campus-Universität als konkretes Modell für eine deutsche Universitätsneugründung zugrunde legte. Rothes Konzeption, die sich nicht allein mit der spezifischen Bremer Situation, sondern grundsätzlich mit dem Thema Neugründung befaßte, stand am Beginn einer ganzen Reihe von Gründungsdenkschriften, die sich in zentralen Punkten an das von Rothe theoretisch ausgearbeitete Modell und damit, zumindest indirekt, ebenfalls an die Idee einer Campus-Universität amerikanischer Ausprägung anlehnen sollten. Rothes „Ur-Denkschrift“, die in ihrer Reinform niemals umgesetzt wurde, kann als eines der einflußreichsten Dokumente der nach 1960 einsetzenden Neugründungsphase in der Bundesrepublik angesehen werden.³² Neuere Studien sprechen dem Bremer Gründungsgutachten sogar eine gesamteuropäische Modellfunktion zu. „The first New University design“, so der Architekturhistoriker Stefan Muthesius in seinem 2000 erschienenen Standardwerk *The Postwar University*,

„was conceived not by an architect but by an educationalist, Hans Werner Rothe. We have already dealt with Bremen, in the way it stressed education alongside teaching and research, and that meant, for the first time, perhaps, in the whole of continental Europe the full campus version of a complete university, integral with residences, not only for students, but for teachers too. It was recognized that land for such a campus could only be found outside the town.“³³

In seiner Denkschrift ging Rothe von der Prämisse aus, daß eine neue Universität die an sie herangetragenen Reformervwartungen und Aufgaben nur dann adäquat bewältigen könne, wenn es ihr gelinge, Lehrende und Lernende wieder zu einer akademischen Gemeinschaft zusammenzuführen.³⁴ Aus diesem Grunde falle der künftigen Gestalt, sprich der räumlich erfahrbaren Konzeption einer neuen Uni-

³¹ FAB, FY 57, Student Reports (Ordner 873), Erfahrungsbericht an die Fulbright-Kommission von Hellmut Wollmann (Oktober 1957).

³² Vgl. den vollständigen Nachdruck der Rothe-Denkschrift in Neuhaus: Dokumente zur Gründung neuer Hochschulen 1960–1966, S. 265–482. Vgl. zudem den kurzen Überblick bei Hans Werner Rothe: Über die Gründung einer Universität zu Bremen, in: Mitteilungen des Hochschulverbandes 9 (1961), S. 97–105.

³³ Muthesius: *The Postwar University*, S. 223.

³⁴ Vgl. Neuhaus: Dokumente zur Gründung neuer Hochschulen 1960–1966, S. 307: „Es wurde dargelegt, daß sich innerhalb der neuen Universität zur Erfüllung der ihr gestellten Aufgaben eine wahrhafte akademische Gemeinschaft und ein starkes Bewußtsein von der Einheit aller wissenschaftlichen Arbeit entwickeln müsse.“

versität, eine herausragende und bis dato in Deutschland weitestgehend unterschätzte Bedeutung zu. Dieser Plan konnte Rothe zufolge

„am besten auf dem ‚Campus‘ verwirklicht werden. Es gibt kein deutsches Wort dafür, weil das, was es bezeichnet, in Deutschland noch nicht in reiner Form vorhanden ist. Unter ‚Universität‘ versteht man in Deutschland ein Hauptgebäude mit zahlreichen, meist über die Universitätsstadt verstreuten Seminar- und Institutsbauten einschließlich der Kliniken. Der ‚Campus‘ ist die aus dem inneren Wesen der Universität heraus gestaltete Vereinigung aller Universitätsgebäude nebst Studentenwohnheimen und Sportanlagen am Rande der Stadt. Er liegt somit abseits vom Getöse des Verkehrs. Geistige Arbeit bedarf der Stille.“³⁵

Trotz dieser bewußten Herausnahme der Campus-Universität aus dem unmittelbaren Kernbereich einer Stadt legte Rothe besonderen Wert auf die Feststellung, daß es nicht darum gehen könne, die Universität gänzlich vom städtischen Leben zu isolieren. Vielmehr müsse die Beziehung zwischen der Kommune und der vor ihren Toren liegenden Universität von einem sich gegenseitig befruchtenden Miteinander bestimmt werden. Das Leben und Arbeiten auf dem Campus bewege sich vielmehr „in der in ihm [dem Campus, S. P.] ständig wirkenden Spannung zwischen konzentrierter Stille und Weltoffenheit“.³⁶

Bevor Rothe auf die von ihm erarbeitete Konzeption einer Campus-Universität genauer einging, wies er nochmals daraufhin, daß Deutschland auf keine eigene, dem angelsächsischen Vorbild vergleichbare Campustradition zurückgreifen könne. Zwar sei es aufgrund mangelnder Expansionsmöglichkeiten innerhalb der Städte des öfteren zur Auslagerung und Zusammenfassung einzelner Fachgebiete (z. B. Universitätskliniken) an die Stadtgrenze gekommen, die Aussiedlung einer bereits bestehenden bzw. der Bau einer komplett neuen Universität am Stadtrand habe jedoch bislang nicht stattgefunden.³⁷ In diesem Zusammenhang wandte sich Rothe – entsprechend den zeitgleichen Empfehlungen des Wissenschaftsrates – ausdrücklich gegen Lösungen, wie sie in Mainz oder Saarbrücken bereits verwirklicht und für Bremen seit längerem diskutiert wurden. So habe die Unterbringung einer Universität in den Räumlichkeiten einer ehemaligen Kaserne nichts mit einer Campuslösung zu tun:

„Gerade die Beispiele Mainz und Saarbrücken zeigen aber deutlich, daß ‚Campus‘ mehr ist, mehr sein muß als die äußere Vereinigung aller Universitätseinrichtungen. [...] Eine Kaserne, auch wenn sie umgebaut und erweitert wird, verliert nie ihren ursprünglichen Charakter, der von ihrem eigentlichen Zweck bestimmt ist. Kaserne und Universität aber haben nichts miteinander gemein; es gibt keine größeren Gegensätze als sie.“³⁸

Für Rothe stand somit außer Frage, daß der Campus von der ersten Planungsstufe an auf die Bedürfnisse einer im Laufe der Zeit organisch wachsenden Universität

³⁵ Ebd., S. 308.

³⁶ Ebd.

³⁷ Ebd., S. 310: „Die Stadtrandlage ist für deutsche Verhältnisse ungewohnt, da die traditionsreichen alten Universitäten zumeist eng mit ihren Universitätsstädten verklammert sind. Dies stellt sich heute allerdings angesichts der Verstopfung der Städte durch den modernen Verkehr und das schnelle Wachstum aller Universitätseinrichtungen als schwerer Nachteil heraus.“

³⁸ Ebd., S. 309. In diesem Zusammenhang sei erwähnt, daß die 2001 eröffnete „International University Bremen“ (heute Jacobs-University) entgegen den Bedenken Rothes eine ehemalige Kaserne zum Campus umfunktionierte hat. Vgl. hierzu Kaase: Die International University Bremen, S. 185f.

ausgelegt werden müsse. Allein die Lage am Stadtrand biete hierfür die nötigen räumlichen Voraussetzungen und damit die Chance, die ideelle Erneuerung der Universität zu verwirklichen.³⁹ Dieser Zusammenhang macht nochmals deutlich, daß der wenige Jahre später einsetzende Neubau von Universitäten auf der „grünen Wiese“ eben nicht aus einem reinen Pragmatismus (Platzfrage) heraus erfolgte, sondern dezidiert einen universitären Neuanfang ermöglichen sollte. Daher stelle, wie der Kurator der Universität Göttingen hervorhob, die Planung einer neuen Universität für den zuständigen Architekten eine besondere Herausforderung dar: Einerseits müsse die Campus-Universität bereits in der ersten Ausbaustufe einen physisch erfahrbaren Gesamteindruck vermitteln, andererseits aber sei auch dem weiteren Wachstum der Hochschule schon in diesem Frühstadium Rechnung zu tragen.⁴⁰

Was die architektonische Gestalt der von ihm theoretisch entworfenen neuen Universität anbelangte, dachte Rothe an ein zentrales Forum, das den eigentlichen Kern der Neugründung bilden sollte:

„Der ‚Campus‘ ist nicht nur die äußere Vereinigung aller Universitätseinrichtungen, sondern die bewußt vom Wesen und den Aufgaben der Universität her geplante Gesamtanlage. Eine wirklich gestaltete Gesamtanlage erfordert eine Mitte, in der sich gleichsam die Idee der Universität verdichtet. Diese Mitte ist das Forum, gebildet von der Aula, einem großen Hörsaalgebäude, dem Studentenhaus, dem Rektorats- und Verwaltungsgebäude sowie der Bibliothek. Der Schwerpunkt dieses Forums wiederum kann nur die Bibliothek sein.“⁴¹

Um dieses Forum sollten sich konzentrisch verschiedene Zonen gruppieren: Zunächst die einzelnen Fakultäten und Forschungsinstitute, eine Universitätskirche, dann mehrere, großzügig in eine parkartige Umgebung eingebettete Studentenwohnheime, Sportanlagen, ein Botanischer Garten, Reserveflächen für den späteren Ausbau der verschiedenen Fakultäten und Institute sowie einem größeren Areal für die einzelnen Universitätskliniken.⁴² Es war der hier erstmals in die Diskussion eingeführte Forums-Gedanke, der – bei aller Variationsbreite im Detail – die Denkschriften und architektonischen Planungen der frühen Campus-Universitäten in der Bundesrepublik maßgeblich beeinflussen sollte.⁴³

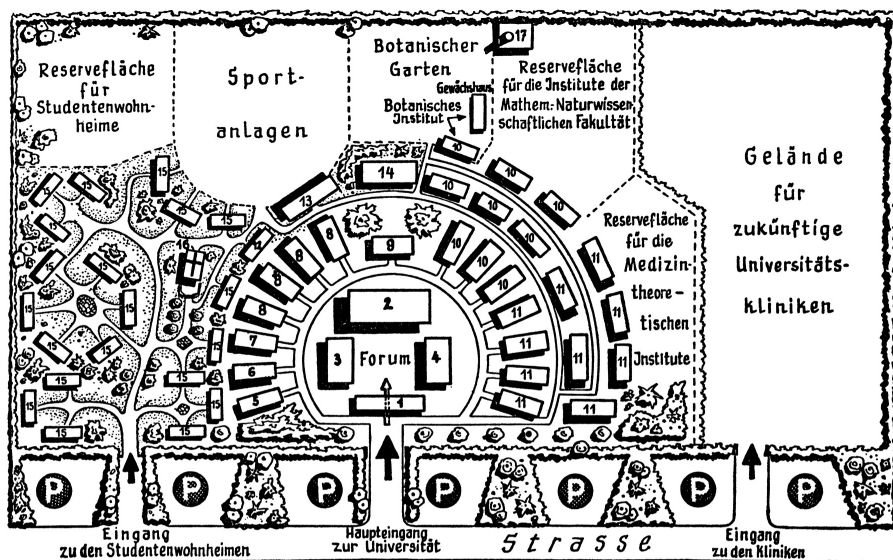
³⁹ Vgl. ebd.: „Die neue Universität muß daher eine bauliche Gestaltung erhalten, die ihrem Wesen und ihren Aufgaben entspricht und alle ihre Teile vereinigt. Das dafür erforderliche große Baugelände einschließlich der erheblichen Reserveflächen, die unter dem Gesichtspunkt der ständigen Fortentwicklung der Wissenschaft unbedingt benötigt werden, kann nie innerhalb einer Stadt gefunden werden, auch nicht in Bremen. Eine Stadtrandanlage des Campus ist deshalb unausweichlich.“

⁴⁰ Ebd., S. 311: „Die von dem Architekten zu bewältigende Gestaltungsaufgabe ist schwer. Der Campus muß einerseits schon bei der ersten Ausbaustufe der Universität einen geschlossenen Gesamteindruck vermitteln und darf nicht als noch unfertige Anlage erscheinen. Andererseits müssen aber alle Instituts-, Seminar- und Hörsaalbauten sowie auch die anderen Gebäude der Universität so angelegt sein, daß sie entsprechend den sich später ergebenden Notwendigkeiten organisch weiter wachsen, das heißt einzeln erweitert werden können. Eine Universität wird nie fertig, sie wächst, so lange sie lebt.“

⁴¹ Ebd., S. 311–317. Zur Rolle der Bibliothek auf dem von Rothe vorgesehenen Universitäts-Forum vgl. oben Kapitel VIII.

⁴² Siehe den von Rothe entworfenen Plan eines idealen Campus in Neuhaus: Dokumente zur Gründung neuer Hochschulen 1960–1966, S. 365.

⁴³ Vgl. Muthesius: *The Postwar University*, S. 223f.



Wie wird der Universitäts-Campus in Bremen später aussehen? Sein tatsächliches Bild ist noch offen, es hängt, falls Bremen eine Universität baut, von dem Ergebnis des dann stattfindenden Architektenwettbewerbs ab. Um trotzdem einen anschaulichen Begriff vom Campus zu geben, ist hier ein Entwurf skizziert worden, der jedoch rein schematisch ist. In der Praxis werden die einzelnen Seminar- und Institutsgebäude wegen ihrer verschiedenartigen Aufgaben später sehr unterschiedliche Größen und Formen haben. Die verschiedenen Ziffern bedeuten: 1. Rektorat und Verwaltung, 2. Universitätsbibliothek, 3. Hörsaalgebäude mit Auditorium maximum, 4. Studentenhaus mit Mensa, 5. Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät, 6. Rechtswissenschaftliche Fakultät, 7. Evangelisch-Theologische Fakultät, 8. Philosophische Fakultät, 9. Institute für Musikerziehung sowie Kunst- und Werkerziehung, 10. Institute der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät, 11. Medizintheoretische Institute der Med. Fakultät, 12. Institut für angewandte moderne Sprachen und Dolmetscherausbildung, 13. Institut für Leibeserziehung, 14. Pädag. Hochschule, 15. Studentenwohnheime, 16. Universitätskirche, 17. Heizwerk und Zentralwerkstatt.

„Der ideale Campus“ nach Dr. Hans Werner Rothe (1961)

Quelle: Rothe: Über die Gründung einer Universität zu Bremen, in: Neuhaus: Dokumente zur Gründung neuer Hochschulen 1960-1966, S.365.

Daß sich Rothe bei seinem Entwurf speziell von der Konzeption amerikanischer und weniger von englischen Campusanlagen leiten ließ, ist offenkundig. Drei wichtige Anhaltspunkte deuten auf eine amerikanische Vorbildfunktion hin: Erstens die in ausdrücklicher Anlehnung an amerikanische Universitätsbibliotheken auch der Bremer Bibliothek zugedachte Rolle als geistiger und architektonischer Mittelpunkt des Campus.⁴⁴ Zweitens belegen mehrere Fußnotenvermerke eine vorhergehende Beschäftigung Rothes mit der ein Jahr zuvor erschienenen Studie Ruth Maccarios über *Das wissenschaftliche Leben in den Vereinigten Staa-*

⁴⁴ Vgl. Neuhaus: Dokumente zur Gründung neuer Hochschulen 1960-1966, S.311-317.

ten von Amerika, in der diese auch auf die Bedeutung des „Campus Life“ und dem damit einhergehenden Erziehungsideal für das amerikanische Hochschulwesen näher eingegangen war.⁴⁵ Sich auf die entsprechenden Ausführungen Maccarrios stützend, verlieh Rothe seiner Hoffnung Ausdruck, daß es im Zuge der Gründung deutscher Campus-Universitäten langfristig zu einer Angleichung an das amerikanische Universitätsleben kommen könnte:

„Alle Studenten zu verpflichten, auf dem Campus in Wohnheimen zu leben, wie es zum Beispiel bei verschiedenen amerikanischen Universitäten der Fall ist, kann heute in Deutschland noch nicht durchgeführt werden. Vielleicht ist dies nach Vorschreiten der Hochschulreformmaßnahmen, wozu ja gerade die neue Universität beitragen soll, in einigen Jahrzehnten möglich.“⁴⁶

Schließlich spricht drittens für die Vorbildfunktion der amerikanischen Campus-Universität, daß Rothe den Begriff Campus, neben seiner ursprünglichen lateinischen Bedeutung, als einen dezidiert amerikanischen Terminus betrachtete, wie er im November 1961 bei der Vorstellung seiner Denkschrift in der Evangelischen Akademie Loccum indirekt zu verstehen gab: „Wir haben kein deutsches Wort dafür. Ich spreche es deutsch und nicht amerikanisch aus, denn es kommt ja aus dem lateinischen und heißt eigentlich das ungepflügte Feld, d.h. also das Universitätsfeld, die Universitätswiese.“⁴⁷

Ein Blick auf die Rezeptions- und Wirkungsgeschichte der Rotheschen Denkschrift zeigt, daß diese bereits kurz nach ihrer erstmaligen Vorstellung am 23. Dezember 1960 ein enormes öffentliches Interesse hervorrief. Diejenigen Bundesländer und Kommunen, die ebenfalls mit dem Gedanken einer oder mehrerer Universitätsgründungen spielten, waren darum bemüht, auf schnellstem Wege ein Exemplar der Denkschrift zu erhalten. Beispielsweise schrieb schon am 10. Januar 1961 der baden-württembergische Ministerpräsident Kiesinger, der seit 1959 selbst den Plan einer Universitätsgründung in Konstanz verfolgte, an den damaligen Präsidenten des Bremer Senats Wilhelm Kaisen:

„Sehr verehrter Herr Kollege Kaisen,
wie Sie wissen, beschäftige ich mich seit langem mit dem Problem der Gründung neuer Hochschulen. Ich habe gehört, daß im Auftrag des Senates der freien Hansestadt Bremen ein Gutachten über die Errichtung einer Hochschule in Bremen ausgearbeitet worden ist. Falls Sie nicht beschlossen haben, diese Denkschrift vertraulich zu behandeln, wäre ich Ihnen sehr dankbar, wenn Sie veranlassen könnten, daß mir ein Exemplar übersandt wird. Ich würde Sie nur für meinen Privatgebrauch benutzen.“⁴⁸

In Bayern erschien Ende Juni 1961 in der Zeitung „Merkur am Sonntag“ unter der Überschrift *Modell der neuen Universität. „Campus“ heißt das Stichwort für die äußeren Anlagen* ein lesenswerter Artikel, der die Bremer Universitätskonzeption auch für die bayerischen Neugründungspläne als modellhaft anpries. Wie der

⁴⁵ Vgl. Maccario: Das wissenschaftliche Leben in den USA, S. 48.

⁴⁶ Neuhaus: Dokumente zur Gründung neuer Hochschulen 1960–1966, S. 323.

⁴⁷ Hans Werner Rothe: Der Bremer Universitätsplan, in: Universität neuen Typs?, S. 103–132, hier S. 114 (Zitat).

⁴⁸ HStAS, EA 1/923, Aktenbund 4106, Schreiben des Ministerpräsidenten des Landes Baden-Württemberg an den Präsidenten des Senats der Freien Hansestadt Bremen vom 10. 1. 1961.

Autor betonte, liege die Bedeutung der Rothe-Denkschrift insbesondere darin begründet, daß es sich hierbei um die erste detaillierte Auseinandersetzung mit der Frage der inneren wie äußeren Gestalt einer neuzugründenden Hochschule handle:

„Wie sieht die neue Universität im Modell aus; worin liegen ihre Unterschiede zu den bestehenden? [...]. Sowohl im äußeren Bild als auch im inneren Aufbau wird sich die neue Universität zum angelsächsischen Typ hin entwickeln. [...]. Die äußere Anlage der Universität soll dafür die nötige Voraussetzung schaffen. Das Stichwort heißt ‚Campus‘.“⁴⁹

Und im Frühjahr 1962 verwies auch der Hamburger Erziehungswissenschaftler und spätere Vorsitzende des Gründungsausschusses der Ruhr-Universität Bochum, Hans Wenke, in einem im „Handelsblatt“ erschienenen Artikel mit Blick auf die bevorstehende Neugründungswelle auf die Vorbildfunktion des Bremer Konzepts: „Der von H. W. Rothe ausgearbeitete Bremer Plan, der den Gedanken einer Campus-Universität in den Mittelpunkt stellt, ist eine willkommene Grundlage für die weitere Klärung dieses Projekts.“⁵⁰ Wenige Wochen vor dem Erscheinen dieses Artikels hatte Wenke gemeinsam mit Rothe an einer im November 1961 von der Evangelischen Akademie Loccum organisierten Tagung teilgenommen, die sich aus unterschiedlichen Perspektiven der immer akuter werdenden Neugründungsfrage zu nähern versuchte.⁵¹ Bei genauer Lektüre des unter dem bezeichnenden Titel *Universität neuen Typs?* erschienenen Tagungsberichts zeigt sich, daß auch im Rahmen dieser Veranstaltung das amerikanische Vorbild präsent war. So wandte sich beispielsweise Eduard Baumgarten unter Hinweis auf die USA in seinem Vortrag gegen die speziell in Baden-Württemberg intensiv diskutierte Gründung einer reinen Forschungs-Universität:

„Es ist [...] beim derzeitigen inneren Notstand der Universitäten ein noch nicht statthafter Luxus, Versuche zu machen mit so etwas wie ‚Forschungs-Universität‘. Damit fängt man nicht an, damit hört man auf. Princeton und andere Centers of Advanced Studies ruhen auf gesunden Universitäten auf.“⁵²

Wenke seinerseits trat in Loccum – unter Bezugnahme auf den Rothe-Plan – für eine vorsichtige Annäherung an den in den USA und England fest verwurzelten College-Gedanken ein, der dazu beitragen könne, auch an den neuen deutschen Universitäten eine zukunftsweisende Form des akademischen Zusammenlebens einzuführen.⁵³ Demgegenüber sprach sich Hubert Ohl, der sich im Rahmen seines Referats dem Thema *Hochschule und Studentenwohnheim* widmete, zwar für eine deutliche Erhöhung der Wohnheimplätze an den alten wie künftig zu gründenden

⁴⁹ Gernot Ritter: Modell der neuen Universität. „Campus“ heißt das Stichwort für die äußeren Anlagen, in: Merkur am Sonntag vom 24./25.6.1961.

⁵⁰ Hans Wenke: Auf dem Weg zur neuen Universität. Staat und Wissenschaft müssen zusammenwirken, in: Handelsblatt vom 23./24.2.1962.

⁵¹ Universität neuen Typs? Vorträge einer Tagung in der Evangelischen Akademie Loccum, Göttingen 1962.

⁵² Eduard Baumgarten: Kriterien zum Entwurf neuer Universitäten, in: ebd., S.35–58, hier S.53 (Zitat). Vgl diesbezüglich auch ders.: Zustand und Zukunft der deutschen Universität, S.55f.

⁵³ Hans Wenke: Die Neugründung von Universitäten im Aspekt der Deutschen Kultur- und Hochschulpolitik, in: Universität neuen Typs?, S.17–33, hier besonders S.27.

Universitäten aus, nicht jedoch für eine generelle Wohnpflicht der Studenten auf dem Campus: „Ich halte es weder für möglich noch für wünschenswert“, so Ohl, „daß alle Studierenden in ein Wohnheim ziehen. Abgesehen davon, daß eine solche Vorstellung schon aus Mangel an Studentenhäusern unrealistisch ist, scheint sie mir auch grundsätzlich bedenklich: weder wollen alle Studenten in einem Heim leben noch sind alle dafür geeignet.“⁵⁴ Schließlich schlug Rothe vor, gemäß seiner Bremer Konzeption künftig zumindest einem Drittel der Studenten einen festen Wohnheimplatz auf dem Universitätsgelände zur Verfügung zu stellen. Unter Verweis auf angelsächsische Gepflogenheiten fügte Rothe gleichwohl einschränkend hinzu, daß „die Studentenwohnheime auf dem Campus nur dann erfolgreich sein können, wenn sich die akademische Korporation dieser Heime annimmt, d.h. wenn sie Dozenten als Heimleiter oder als Prokuratoren, als ‚Klimaregler‘ in diese Heime delegiert.“⁵⁵

Von einer völlig anderen Seite näherte sich in Loccum Konrad Müller dem Thema Neugründung. Dessen Vortrag befaßte sich mit der nicht minder brisanten Standortfrage für neue Universitäten. Obgleich Müller grundsätzlich für eine Ansiedlung in unmittelbarer Stadtrandlage eintrat und im Fall besonders großer Universitätsstädte (wie z.B. Frankfurt oder München) gar eine Zweitgründung vor den Toren der Stadt befürwortete, schienen in seinen Augen auch amerikanische Standortlösungen im eher kleinstädtisch-ländlich strukturierten Raum vorstellbar und durchaus wünschenswert:

„Wenn ich die besseren Voraussetzungen für die uns aufgegebenen Neugründungen in unseren großen Großstädten finde, so kann es natürlich sein, daß ein Gebiet, dem man eine Universität zudenkt, den geforderten Ortstyp nicht hat. Es könnte sein, daß man im günstigsten Ort dieses Gebietes selbst für die Krankenhäuser sorgen muß, alles Personal zuführen muß, den gesamten Wohnungsbau auf sich nehmen muß, nicht 30, sondern 60, 70 oder 80 v. H. der Studenten in Wohnheimen unterbringen muß, das moderne Klima entbehren oder selbst schaffen muß. Dann, würde ich sagen wird auch aus der Partnerschaft zwischen Stadt und Universität, aus der Symbiose zwischen den beiderseitigen Bürgern nichts werden, und man sollte überlegen, ob man nicht ganz auf Anlehnung an Vorhandenes verzichten, ob man nicht nach amerikanischem Beispiel den Campus abseits von größeren Orten anlegen sollte [...]. Der Geist der Universität hat im autarken Bereich sicher einen besseren Nährboden als in der Symbiose mit dem Mittelmäßigen und Alltäglichen. Ich würde die autarke Universität [...] wegen ihrer Eigenart für attraktiv genug halten.“⁵⁶

Beide Veröffentlichungen, die Rothe-Denkschrift ebenso wie der Loccumer Tagungsbericht, hatten seit den noch eher allgemein gehaltenen Empfehlungen des Wissenschaftsrates von 1960 binnen eines Jahres die Neugründungsdebatte entscheidend vorangetrieben. Nicht nur bei den Landesregierungen waren das Bremer Gutachten und die Loccumer Konferenzergebnisse auf reges Interesse gestoßen.⁵⁷ Auch die 1962 erschienenen *Anregungen des Wissenschaftsrates zur Gestalt*

⁵⁴ Hubert Ohl: Hochschule und Studentenwohnheime, in: ebd., S. 133–146, hier besonders S. 135f. (Zitat).

⁵⁵ Hans Werner Rothe: Der Bremer Universitätsplan, in: ebd., S. 103–132, hier S. 118f. (Zitat).

⁵⁶ Konrad Müller: Die Standortbestimmung bei der Neugründung von Universitäten, in: ebd., S. 59–101, hier S. 89f. (Zitat).

⁵⁷ Vgl. hierzu exemplarisch die folgende Anfrage des Ministerialdirigenten im Bayerischen Kultusministerium Johannes von Elmenau an die Evangelische Akademie Loccum: „Sehr geehrte Herren! Sie haben den Teilnehmern an der bedeutsamen von Ihnen veranstalte-

neuer Hochschulen konnten in zentralen Bereichen auf die von Rothe und wenig später in Loccum diskutierten und konzipierten Vorstellungen aufbauen.⁵⁸ Allerdings legte der Wissenschaftsrat sein Hauptaugenmerk weniger auf die äußere Gestalt künftiger Neugründungen als auf deren innere Struktur. Während sich das Rothesche Campus-Modell im planerischen Sinne als die wahrscheinlichste Lösung in der Neugründungsdiskussion weitestgehend durchgesetzt hatte, wurde dieses nun von den in ihren Kernbereichen ebenfalls auf amerikanische Vorbilder zurückreichenden Reformanregungen des Wissenschaftsrates für die künftige Struktur neuer Hochschulen ergänzt. In diesem Kontext standen vor allem zwei, oben bereits näher analysierte Reformaspekte im Mittelpunkt: Die Zentralisierung der Verwaltungsstrukturen durch Einführung des Präsidialsystems bzw. eine entsprechende Stärkung des Rektorenamtes sowie die Neuorganisation der universitären Binnengliederung in Departments bzw. Abteilungen oder Fachbereiche.⁵⁹ „Die folgenden Überlegungen sollen dazu anregen“, wie der Wissenschaftsrat ausdrücklich betonte,

„die herkömmlichen Organisationsformen da und dort zu verlassen. Dabei geht es einmal darum, den Aufbau der Universität, besonders ihre Gliederung nach Fakultäten, die Funktionen der Organe der akademischen Selbstverwaltung und ihr Zusammenspiel zu durchdenken. Zum anderen muß überlegt werden, ob und wo Korrekturen an der Zusammenfassung der Fächer in den traditionellen Fakultäten angebracht sind.“⁶⁰

Das mit der Gründung neuer Hochschulen verbundene Hauptziel sah nun also auch der Wissenschaftsrat in der Nutzbarmachung und möglichst modellhaften Umsetzung der seit 1945 ebenso intensiv wie kontrovers diskutierten Hochschulreform. Daß hierbei in erster Linie amerikanische bzw. angelsächsische Vorbilder Pate standen, wurde – wenn auch seitens des Wissenschaftsrates nicht explizit erwähnt – in der Öffentlichkeit durchaus wahrgenommen. Beispielsweise schrieb Günther Gillessen kurz nach der erstmaligen Vorstellung der *Anregungen zur Gestalt neuer Hochschulen* am 8. Mai 1962 in der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“: „Der Wissenschaftsrat denkt unter dem Eindruck der angelsächsischen Entwicklung daran, jede Fakultät in mehrere Fachgruppen (ähnlich den »Departments«) aufzulösen.“⁶¹

ten Tagung über die ‚Universität neuen Typs‘ ein Protokoll zugesandt, das die grundlegenden Referate und Erkenntnisse zusammengefaßt darstellt. [...]. Sollten Sie ohne Schwierigkeiten dem bayerischen Staatsministerium für Unterricht und Kultus noch ein weiteres Exemplar zur Verfügung stellen können, wäre ich Ihnen sehr verbunden, da die im Rahmen Ihrer Tagung angestellten Überlegungen im Rahmen der bayerischen Hochschulgründungspläne größte Beachtung verdienen“ (BayHStA, MK 68576, Schreiben des Bayerischen Staatsministeriums für Unterricht und Kultus an die Evangelische Akademie Loccum vom 26.2.1962).

⁵⁸ Vgl. Wissenschaftsrat: *Anregungen des Wissenschaftsrates zur Gestalt neuer Hochschulen*. Vgl. ferner Anweiler: *Bildungspolitik*, S. 628f.

⁵⁹ Vgl. die einzelnen Reformvorschläge zu den genannten Punkten in Wissenschaftsrat: *Anregungen des Wissenschaftsrates zur Gestalt neuer Hochschulen*, S. 16–36, sowie Kapitel VII.1. und VII.2.

⁶⁰ Ebd., S. 9f.

⁶¹ Günther Gillessen: *Mehr Zusammenarbeit in den Universitäten*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 1.8.1962.

Gleiches galt für den in den *Anregungen* näher ausgeführten Gedanken, unter dem Dach der Neugründungen eine neue Form der akademischen Gemeinschaft zu etablieren. In offenkundiger Anlehnung an Rothes Campus-Modell empfahl der Wissenschaftsrat die kurz nach Kriegsende bereits in Heidelberg und Tübingen erstmalig erprobte Errichtung von „Kollegienhäusern“ nach angelsächsischem Muster, in denen alle Studenten der ersten drei Semester untergebracht werden sollten.⁶² Damit wurde den neuen Universitäten – ähnlich wie amerikanischen und englischen Hochschulen – eine wichtige, der deutschen Universitätstradition in dieser Form bislang fremde Erziehungsfunktion zugesprochen. Hierzu hieß es in den *Anregungen*:

„In von Studenten, Assistenten und Dozenten bewohnten ‚Kollegienhäusern‘, bei deren Aufbau Erfahrungen aus bekannten Traditionen (deutsches akademisches Kollegium, englisches College und Hall of Residence) verwertet werden sollen, vermag sich jene akademische Lebensform zu entfalten, in der sich wissenschaftliche Ausbildung und menschliche Bildung bedingen. [...] Die Kollegienhäuser sollen so in die Universität eingefügt werden, daß sie zum Mittelpunkt der akademischen Lebensgemeinschaft werden. [...] Daher muß das Kollegienhaus einen festen Platz in der Konzeption der Universität und ihrer Organisationsform haben. Bei der Gründung einer neuen Universität bietet sich die Gelegenheit, von vornherein den Aufbau von Kollegienhäusern vorzusehen.“⁶³

Deziert gegen den vom Wissenschaftsrat favorisierten Kollegienhaus-Gedanken und das damit einhergehende Konzept einer Campus-Universität wandte sich interessanterweise die organisierte Studentenschaft, die eine politisch-ideologische Beeinflussung der Studenten sowie eine Ghettoisierung der Hochschule befürchtete. In einem Ende 1962 unter dem Titel *Studenten und die Neue Universität* erschienenen Gutachten der Neugründungskommission des VDS wurde die ablehnende Haltung in diesen Fragen näher erläutert.⁶⁴ In erster Linie waren es die offenkundig immer noch nachwirkenden Negativerfahrungen aus der NS-Zeit, die den VDS gegen jegliche pädagogische Einwirkung der Hochschulen Stellung beziehen ließ:

„Die Hochschule, die mit dem Studenten wissenschaftlich arbeiten will, muß jede erzieherische Einwirkung aus ihrer eigenen Arbeit ausschalten. [...] Von daher müssen wir pädagogische Bestrebungen der Hochschule mit ihren Studenten, wie sie in bestimmten Konzeptionen der Wohnheime und neuerdings betont im ‚Kollegienhausplan‘ des Wissenschaftsrates sichtbar geworden sind, als wissenschaftsfremd ablehnen. Sie machen den Studenten von einem Partner der Wissenschaft zu einem Objekt der Hochschule und müssen konsequent auch auf den Bereich der wissenschaftlichen Arbeit beeinträchtigend zurückwirken. Wir lehnen auch eine politische, musische, künstlerische oder sportliche Erziehung durch Institutionen der Hochschule ab.“⁶⁵

⁶² Vgl. Wissenschaftsrat: *Anregungen des Wissenschaftsrates zur Gestalt neuer Hochschulen*, S. 73–88.

⁶³ Ebd., S. 78.

⁶⁴ BayHStA, MK 68576, *Studenten und die Neue Universität*. Gutachten einer Kommission des Verbandes Deutscher Studentenschaften zur Neugründung von Wissenschaftlichen Hochschulen (1962). Zur Neugründungsfrage vgl. auch Verband Deutscher Studentenschaften: *Beschlüsse der 15. ordentlichen Mitgliederversammlung in Hamburg vom 4. bis 10. 3. 1963*, in: DUZ 5 (1963), S. 34–44, hier S. 36f.

⁶⁵ BayHStA, MK 68576, *Studenten und die Neue Universität*. Gutachten einer Kommission des Verbandes Deutscher Studentenschaften zur Neugründung von Wissenschaftlichen Hochschulen, S. 19.

Letzteres war eine klare Ablehnung der von Rothe in seinem Bremer Campus-Plan vorgesehenen Institute für Leibes-, Musik-, Kunst- und Werkerziehung, die den Studenten einen praktischen Ausgleich zu den ansonsten vorwiegend theoretisch-wissenschaftlich ausgerichteten Institutionen der Hochschule bieten sollten.⁶⁶ Darüber hinaus sind die Ausführungen des VDS zur baulichen Konzeption künftiger Universitätsneugründungen, die als solche explizit begrüßt wurden, von besonderem Interesse. Hier zeigt sich exemplarisch, wie unterschiedlich der Begriff Campus in der damaligen Debatte interpretiert wurde. Zwar befürwortete der VDS eine „bauliche Einheit“, nicht jedoch eine „geschlossene Anlage im Sinne des angelsächsischen Campus“, der sich gegenüber der Öffentlichkeit abschottete.⁶⁷ In diesem Zusammenhang ist freilich zu betonen, daß der Campus-Begriff von kaum jemandem im Sinne eines völlig von seiner Umwelt separierten Ortes der Elitenbildung verwendet wurde. Sowohl Rothe als auch der Wissenschaftsrat hatten, trotz oder gerade wegen ihrer Orientierung an angelsächsischen Campus-Anlagen, stets für einen engen Austausch der Universität mit ihrer Umgebung plädiert, ja einen solchen als die eigentliche Grundvoraussetzung für eine erfolgreiche Neugründung angesehen.⁶⁸ Mit anderen Worten, zwischen dem VDS-Gutachten, den Empfehlungen bzw. Anregungen des Wissenschaftsrates und der Bremer Denkschrift bestand bei genauer Betrachtung kaum Widerspruch. Im Gegenteil: die Vorstellungen des VDS hinsichtlich des sozialen und kulturellen Lebens, das sich innerhalb der neuen Universitäten entwickeln sollte, knüpften – trotz aller Unterschiede im Detail – weitestgehend an das, was Rothe und andere Befürworter des Campus-Gedankens als besonderen Vorzug gerade des angelsächsischen Universitätslebens hervorgehoben hatten.⁶⁹ „Das Hauptzentrum“, so das Gutachten der VDS-Neugründungskommission, „sollte in unmittelbarem Zusammenhang mit einem ‚Ortskern‘ entstehen. Es bildet den Verwaltungskopf der Hochschule und wird einen Teil der sozialen und kulturellen Einrichtungen umfassen, dazu gehören Restaurants, Cafés, Theater, Klub, Basar, Sportanlagen und die Institutionen der wirtschaftlichen Selbsthilfe der Studentenschaften.“⁷⁰ Wie allerdings eine Anlage mit derart vielfältigen und daher raumintensiven Funktionen in „unmittelbarem Zusammenhang“ zu einem Ortszentrum realisiert werden könne bzw. an welche Distanzen hierbei konkret gedacht war, all dies blieb im Rahmen des VDS-Gutachtens letztlich unbeantwortet.

⁶⁶ Vgl. die entsprechenden Ausführungen Rotheres in Neuhaus: Dokumente zur Gründung neuer Hochschulen 1960–1966, S. 330–343.

⁶⁷ BayHStA, MK 68576, Studenten und die Neue Universität. Gutachten einer Kommission des Verbandes Deutscher Studentenschaften zur Neugründung von Wissenschaftlichen Hochschulen (1962), S. 92.

⁶⁸ Vgl. zu den Vorstellungen Rotheres Neuhaus: Dokumente zur Gründung neuer Hochschulen 1960–1966, S. 308, sowie Wissenschaftsrat: Empfehlungen des Wissenschaftsrates zum Ausbau der wissenschaftlichen Einrichtungen, Teil I: Wissenschaftliche Hochschule, S. 56.

⁶⁹ Vgl. Neuhaus: Dokumente zur Gründung neuer Hochschulen 1960–1966, S. 308, 311 und S. 319f.

⁷⁰ BayHStA, MK 68576, Studenten und die Neue Universität. Gutachten einer Kommission des Verbandes Deutscher Studentenschaften zur Neugründung von Wissenschaftlichen Hochschulen (1962), S. 92.

Verständlicherweise rief eine derart vage Haltung bei damaligen Hochschulplanern Unverständnis hervor. So bemerkten beispielsweise Peter Conradi und Hermann Reichenecker 1964 in den „Konstanzer Blättern für Hochschulfragen“, daß die Neugründungskommission des VDS mit der Forderung nach einer möglichst engen baulichen Anbindung von Universität und Stadt(-zentrum) die „Möglichkeiten städtebaulicher Planung“ völlig verkenne.⁷¹ Eine intensive kulturelle und gesellschaftliche Beziehung zwischen Stadt und Neugründung sei zwar wünschenswert, realistischerweise aber nicht in jedem Fall auch umsetzbar:

„Wo dies nicht möglich ist, wird wenigstens eine Verbindung zu einer Vorstadt, zu einem Wohngebiet (auch im Hinblick auf den Sekundärbedarf – Wohnungen, Läden, Dienstleistungsbetriebe und so weiter) anzustreben sein. Ausschlaggebend ist aber in jedem Fall der Flächenbedarf der Hochschule, nicht nur für den jetzt schon überschaubaren Ausbaubereich, sondern darüber hinaus auch für spätere Erweiterungen.“⁷²

Diese Kritik an den Neugründungsvorstellungen des VDS kam von kompetenter Seite. Conradi und Reichenecker waren wissenschaftliche Mitarbeiter am 1960 auf Initiative der baden-württembergischen Landesregierung an der TH Stuttgart eingerichteten und bundesweit einzigartigen Ordinariat für Hochschulplanung und Entwerfen, auf das der Architekt Horst Linde 1961, zusätzlich zu seiner Tätigkeit als Chef der Staatlichen Bauverwaltung von Baden-Württemberg, berufen worden war.⁷³ Linde, der sich bereits unmittelbar nach Kriegsende als Leiter des Wiederaufbaus der stark zerstörten Universität Freiburg i.Br. einen exzellenten Ruf erworben hatte⁷⁴, avancierte binnen kürzester Zeit zu einem der einflußreichsten Hochschulplaner der gesamten Bundesrepublik.⁷⁵ Die besondere überregionale Bedeutung Lindes rührte vor allem aus seiner dritten Funktion als Leiter des Zentralarchivs für Hochschulbau (ZfH) in Stuttgart, die er 1963 im Auftrag der KMK zusätzlich übernahm.⁷⁶

3. Die Beschäftigung des Stuttgarter Zentralarchivs für Hochschulbau mit der Entwicklung des Universitätsbaus in den Vereinigten Staaten

Das ZfH war auf Beschluß des Hochschulausschusses der KMK vom 14. November 1962 gegründet worden. Die Ernennung des Stuttgarter Ordinarius für Hoch-

⁷¹ Peter Conradi/Hermann Reichenecker: Gedanken zur Gesamtplanung von Hochschulen, in: Konstanzer Blätter für Hochschulfragen 5 (1964), S. 44–53, hier S. 48 (Zitat).

⁷² Ebd., S. 48.

⁷³ Vgl. hierzu die einführenden Angaben ebd., S. 44.

⁷⁴ Zu Horst Lindes umfangreicher Planungs- und Bautätigkeit in Freiburg vgl. Albrecht Haas: Der Weg des Krankenhausbaus von 1948 bis heute am Beispiel des Universitäts-Klinikums Freiburg, in: Festschrift für Horst Linde, S. 21–32, sowie Ortwin Müller: Die Universität in der Innenstadt. Mitgestaltung für das Leben eines Stadtkerns und Auswirkungen auf die Baugestalt am Beispiel der Universität Freiburg, in: ebd., S. 34–50.

⁷⁵ Vgl. die Angaben bei Walter Rossow: Blick auf eine Lebensleistung. Horst Linde zum fünfundsiebzigsten Geburtstag, in: ebd., S. 13–20.

⁷⁶ Zur nationalen wie internationalen Bedeutung des Zentralarchivs für Hochschulbau und dessen Leiters vgl. Muthesius: The Postwar University, S. 222f.

schulplanung und Entwerfen zu dessen Leiter sowie die damit einhergehende Ansiedlung des Archivs in der baden-württembergischen Landeshauptstadt stand in einem direkten Zusammenhang mit der ausgezeichneten Reputation Lindes in Fragen der Hochschulplanung und des Hochschulbaus. Das neugeschaffene ZfH sollte nach Ansicht der Kultusminister zwei Kernaufgaben erfüllen: zum einen die Erfassung und Analyse des Bau- und Planungsbestandes aller westdeutschen Hochschulen und zum anderen die Durchführung entsprechender Paralleluntersuchungen über den Stand der Hochschulplanung auf internationaler Ebene.⁷⁷ Daß in diesem Zusammenhang gerade den USA eine herausgehobene Rolle zufiel, kann nach dem bisher Gesagten kaum verwundern. So widmeten sich von den fünf zwischen 1963 und 1967 herausgegebenen ZfH-Publikationen allein zwei ausschließlich und eine in wesentlichen Teilen dem Hochschulbau in den Vereinigten Staaten.⁷⁸ Eine weitere befaßte sich, gleichfalls wenig überraschend, dezidiert mit Planungstendenzen in Großbritannien.⁷⁹ Diese Orientierung an den damaligen Entwicklungen in den beiden wichtigsten Ländern des angelsächsischen Kulturraums belegt erneut eindrucksvoll den enormen Stellenwert, der dem amerikanischen und teilweise auch englischen Hochschulbau im Kontext des westdeutschen Neugründungsprozesses beigemessen wurde.

Bereits im April 1964 hatte das ZfH ein erstes Colloquium für sämtliche Hochschulbauämter in der Bundesrepublik ausgerichtet, dessen Fokus auf den Entwicklungen im europäischen und außereuropäischen Ausland lag.⁸⁰ Was die Verhältnisse in den USA anbetraf, standen hier die Erweiterungs- und Neuplanungen der Campus-Anlagen der Yale University, der Columbia University, des Illinois Institute of Technology (IIT) und der University of Illinois im Vordergrund.⁸¹ Auf besonderes Interesse wegen seiner großen Ähnlichkeit mit den deutschen Neugründungsplänen stieß in diesem Zusammenhang das Konzept der sogenannten Community University, also der engen räumlichen Verschränkung von Universität und Kommune. Als gelungenes Beispiel einer solchen Institution galt der von Mies van der Rohe erstmals 1939/40 entworfene Masterplan für den Campus des IIT.⁸² Mit Blick auf den von Rothe erarbeiteten Bremer Ideal-Campus hieß es hierzu in der Tagungsschrift des ZfH:

⁷⁷ Vgl. BayHStA, MK 69020, Protokoll über die erste Tagung der Verbindungsreferenten des Zentralarchivs für Hochschulbau am 23. und 24. 5. 1966 in Stuttgart, S. 4.

⁷⁸ Vgl. Zentralarchiv für Hochschulbau (Hg.): Planung wissenschaftlicher Hochschulen. 1. Colloquium im April 1964, Stuttgart 1964; Zentralarchiv für Hochschulbau (Hg.): Bericht einer Studienreise nach den USA, Stuttgart 1965; Zentralarchiv für Hochschulbau (Hg.): Universitätsbau in den USA. Gesamtplanung, Vorfertigung, Düsseldorf 1965.

⁷⁹ Zentralarchiv für Hochschulbau (Hg.): Hochschulplanung in Großbritannien, Düsseldorf 1967.

⁸⁰ Vgl. den hieraus hervorgegangenen Tagungsband: Zentralarchiv für Hochschulbau: Planung wissenschaftlicher Hochschulen, Stuttgart 1964.

⁸¹ Erich Heinle: Gesamtplanung wissenschaftlicher Hochschulen. Außereuropäische Beispiele, in: ebd., S. 45–54, hier besonders mit Bezug auf den amerikanischen Hochschulbau S. 49–52.

⁸² Vgl. Werner Blaser: Mies van der Rohe – IIT Campus. Illinois Institute of Technology, Basel/Boston/Berlin 2002; sowie Dober: Campus Planning, S. 40 und S. 276; ders.: Campus Design, S. 36f.; Muthesius: The Postwar University, S. 42.

„Nur Mies van der Rohe war es vergönnt, in Chicago eine wissenschaftliche Hochschule neu zu planen und in allen Einzelheiten beeinflussen zu können. [...]: Die räumliche Einheit, wie sie H. W. Rothe 1961 für Bremen fordert [...] wurde erreicht. Um einen mittleren Freiraum [nach Rothe das ‚Forum‘, S. P.] wurden die diesen Raum überhöhenden Gebäude der Bibliothek, der Verwaltung, des Auditoriums, des Studentenzentrums und anderer Lehrgebäude gruppiert. Forschungsanlagen liegen im äußeren Bereich. Sportanlagen und Wohnbereich befinden sich am Rande. Die Bauten wurden von Mies in Modul und Materialverwendung weitgehend typisiert.“⁸³

Entsprechende Typisierungen von Architektur und Bauelementen sollten bei den ersten Neugründungen in Bochum, Regensburg, Konstanz und Bielefeld zur Anwendung kommen.⁸⁴ Ferner verwies die abschließende Einschätzung des aktuellen amerikanischen Hochschulbaus in zentralen Punkten bereits auf die Konzeption und Gestalt der ersten westdeutschen Campus-Anlagen:

„Der Campus wird [in den USA, S. P.] besonders für kleinere Universitäten befürwortet, weil die pädagogische Wirkung größer sein soll. [...]. Sucht man nach Gemeinsamkeiten in den Neuplanungen nach dem Zweiten Weltkrieg, so kann man [...] folgendes erkennen: Die räumliche Einheit wird auch bei großen Universitäten angestrebt. [...]. Alle Beispiele der hier gezeigten Universitäten lassen repräsentative Bereiche erkennen. In vielen Fällen wird für Universitäten eine gewisse Monumentalität gewünscht. In allen Fällen wurde versucht – wie es Gesellschaft und Staat dort erwarten –, mindestens im Zentralbereich mehr als Zweckbauten zu errichten, d. h. architektonische Frei- und Innenräume zu schaffen.“⁸⁵

Einen Monat nach dem Stuttgarter ZfH-Colloquium trat Ende Mai 1964 eine elfköpfige Delegation aus Ministerialbeamten, Hochschullehrern und Architekten im Auftrag des baden-württembergischen Finanz- und Kultusministeriums eine vierwöchige Reise in die Vereinigten Staaten an, um sich dort über die neuesten Entwicklungen im Klinik- und Krankenhausbau zu informieren. Konkreter Anlaß dieser Informationsreise war der in Baden-Württemberg bevorstehende Ausbau der Universitätskliniken in Freiburg, Heidelberg und Tübingen sowie die geplanten Neugründungen einer zweiten Medizinischen Fakultät in Mannheim und einer Medizinischen Hochschule in Ulm.⁸⁶ Im Rahmen all dieser Projekte fiel den Vereinigten Staaten eine zentrale Vorbildfunktion zu, wie seitens der federführenden Freiburger „Planungsgruppe Klinikbau“ zu Beginn des schriftlich abgefaßten Reiseberichts hervorgehoben wurde:

„Mit Rücksicht auf die große Tragweite der Planung soll eine moderne Konzeption gefunden werden, die ein Optimum an Leistungsfähigkeit sowie Wirtschaftlichkeit für die Investierung und den Betrieb aufweist und darüber hinaus eine relativ lange Lebensdauer ermöglicht. [...]. Über diesen Fragenkomplex liegen praktische Erfahrungen mit einem zeitlichen Vorsprung in den USA vor. Nach dem Stand der bisherigen Planungsergebnisse erwies es sich als notwendig, vor Fortführung der Arbeit Erfahrungen, Ideen und Entwicklungstendenzen zunächst in den USA kennenzulernen.“⁸⁷

⁸³ Heinle: Gesamtplanung wissenschaftlicher Hochschulen, S. 50f.

⁸⁴ Muthesius: The Postwar University, S. 224–246, sowie Kapitel IX.4.

⁸⁵ Heinle: Gesamtplanung wissenschaftlicher Hochschulen, S. 52.

⁸⁶ Vgl. Zentralarchiv für Hochschulbau: Bericht einer Studienreise nach den USA, S. 2–4. Zu diesem Themenkomplex vgl. unter starker Berücksichtigung der Verhältnisse in den USA auch den Erfahrungsbericht von G. Fesel: Entwicklungslinien im Klinikbau, in: Planung wissenschaftlicher Hochschulen, S. 105–113.

⁸⁷ Ebd., S. 4.

Schwerpunkte des Exkursionsprogramms bildeten neben dem Besuch amerikanischer University Medical Center, Allgemeinkrankenhäusern und diverser medizinischer Spezialeinrichtungen auch Diskussionen mit amerikanischen Fachleuten. Insgesamt wurden 19 medizinische Einrichtungen besucht, davon allein sieben an amerikanischen Universitäten.⁸⁸ Diese stießen wegen der gelungenen Verknüpfung ihrer architektonischen Gesamtkonzeption mit dem inneren strukturellen Aufbau bei den baden-württembergischen Spezialisten auf besonders reges Interesse:

„Aus der Sicht der Grundsatzplanung mußte das University Medical Center besondere Beachtung finden. Dieses bildet einen Komplex ‚unter einem Dach‘, in dem Einrichtungen der Forschung, Lehre, Krankenpflege und Rehabilitation vereinigt sind und zwar im Gegensatz zu den Anlagen an den deutschen Universitäten unter Einbeziehung der sogenannten ‚Basic Sciences‘, etwa vergleichbar mit unseren Theoretisch-Medizinischen Instituten. Die klinische Forschung findet darin ihren Platz zwischen Grundlagenwissenschaften und Bereichen der Anwendung. Eine enge räumliche Verbindung von Forschern, Lehrern, Studenten und Pflegepersonal ist dadurch möglich und erleichtert die notwendige wissenschaftliche und praktische Zusammenarbeit.“⁸⁹

In welchem Ausmaß die eben beschriebenen Erfahrungen wenige Zeit später konkret auf die Hochschulplanung in Baden-Württemberg einwirkten, verdeutlicht exemplarisch der im Juli 1965 vorgelegte *Bericht des Gründungsausschusses über eine Medizinisch-Naturwissenschaftliche Hochschule in Ulm*:

„Der Gründungsausschuß hat systematisch und sorgfältig die in Deutschland praktizierten Möglichkeiten der medizinischen Ausbildung und Forschung geprüft. Er hat in Gesprächen und Besichtigungen die europäischen Lösungen untersucht. Er hat auch die amerikanischen Einrichtungen eingehend studiert. Der Gründungsausschuß war der Überzeugung, daß er die Aufgabe habe, aus der Fülle guter Lösungen die besten Ideen herauszunehmen, um sie unter Berücksichtigung der Verhältnisse in Deutschland zu einem einheitlichen Organismus zusammenzuführen. [...] Bereits in den Empfehlungen des Wissenschaftsrates kommt zum Ausdruck, daß eine neu zu gründende Medizinische Akademie mit einem klinischen Forschungszentrum einzurichten ist, in welchem Grundlagenforscher klinische Probleme bearbeiten sollen. Neue Gedanken zur Förderung der medizinischen Forschung in Amerika [...] bewegen sich in derselben Richtung auf eine Medizinisch-Naturwissenschaftliche Hochschule zu, deren Wesensinhalt in der Durchdringung von Medizin und Naturwissenschaften in Forschung und Lehre liegt. Sie zielen vor allem darauf ab, daß Grundlagenfächer wie Physik, Chemie, Biologie, aber auch Psychologie u. a. in die klinische Forschung einbezogen werden müssen, wenn man zu weiteren Fortschritten kommen will. Die Voraussetzung für die Erfüllung dieses Zieles ist die Beseitigung der Fakultäts- und Institutsgrenzen.“⁹⁰

Damit war in Grundzügen der strukturelle Aufbau der 1967 eröffneten Universität Ulm charakterisiert worden. Die im Bericht geforderte Beseitigung der Fakul-

⁸⁸ Vgl. die Liste der in den USA besuchten Institutionen ebd., S. 5.

⁸⁹ Ebd., S. 6. Siehe hierzu auch ebd., S. 27: „Allen Reiseteilnehmern wurde mit der Besichtigung der University Medical Center die Möglichkeit baulicher Zusammenfassung medizinischer Ausbildungsstätten deutlich vor Augen geführt. [...] Wenn auch die strukturelle und bauliche Ausformung dieser University Medical Center nicht direkt und ohne Einschränkung übernommen werden kann, so bilden sie in der Entwicklung von medizinischen Ausbildungsstätten der letzten Jahre ein Beispiel, von dem starke Einflüsse und Anregungen ausgehen.“

⁹⁰ Bericht des Gründungsausschusses über eine Medizinisch-Naturwissenschaftliche Hochschule in Ulm (Juli 1965), in: Neuhaus: Dokumente zur Gründung neuer Hochschulen 1960–1966, S. 727–847, hier S. 731 und S. 733f. (Zitat). Vgl. hierzu auch Hans-Walter Heinrich: Die Universität Ulm, in: Festschrift für Horst Linde, S. 152–166.

täts- und Institutsgrenzen sollte durch eine Abteilungsgliederung in Anlehnung an das amerikanische Departmentsystem erreicht werden.⁹¹ Und auch dem für amerikanische University Medical Center als charakteristisch erachteten Konzept einer Hochschule „unter einem Dach“ versuchte der Ulmer Gründungsausschuss weitestgehend zu entsprechen:

„Diese gedankliche Struktur der Hochschule muß, soweit irgend möglich, in der architektonischen Gestaltung ihren Ausdruck finden. Durch sachgemäße Anordnung der einzelnen Gebäudeteile müssen die Voraussetzungen für die erwünschte Zusammenarbeit [dem „Team Work“, S. P.] der hierauf angewiesenen Abteilungen sichergestellt werden. Dabei wird besonderer Wert darauf zu legen sein, daß die einzelnen baulichen Einheiten gegeneinander offengehalten werden, und jeder Anschein einer isolierenden Trennung schon im Baulichen vermieden wird.“⁹²

Im Jahre 1965 veröffentlichte das ZfH unter dem Titel *Universitätsbau in den USA. Gesamtplanung und Vorfertigung* zwei weitere Berichte von Informationsreisen deutscher Hochschulplaner und Architekten in die Vereinigten Staaten.⁹³ Dabei widmete sich die ZfH-Mitarbeiterin Renate Wetzlar, die vom 29. August bis 30. Oktober 1964 die USA besucht hatte, dem Thema *Gesamtplanung wissenschaftlicher Hochschulen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika*.⁹⁴ Wie schon im Fall der medizinischen Einrichtungen sollte auch dieser Aufenthalt dazu dienen, in den USA Informationen und Anregungen zu sammeln.⁹⁵ Zu diesem Zwecke besuchte Wetzlar insgesamt sechs Colleges und 29 Universitäten.⁹⁶ Analog zu den in der Bundesrepublik geführten Diskussionen stand sowohl der Ausbau bzw. die Erweiterung bestehender Universitäten wie z. B. Harvard, Yale oder Princeton als auch die Planung und der Bau von Neugründungen im Zentrum von Wetzlars Interesse.⁹⁷ Was konkret den Bau neuer Hochschulen anbetraf, unterschied Wetzlar zwei Typen: Zum einen Neugründungen im unmittelbaren Stadtbereich (Community Universities), wie z. B. das schon erwähnte IIT, der Campus

⁹¹ Zur Anlehnung an das amerikanische Departmentsystem in Ulm vgl. Neuhaus: Dokumente zur Gründung neuer Hochschulen 1960–1966, S. 736f.

⁹² Ebd., S. 734. Hinsichtlich der als neuartig empfundenen Verbindung von innerer Struktur und architektonischer Gestalt im Fall der Universität Ulm vgl. auch die Ausführungen des damaligen Direktors des Anatomischen Instituts der Universität Bonn und Mitglieds des Ulmer Gründungsausschusses Ernst Tonutti: Zur Aufbauplanung der Universität Ulm, in: Zentralarchiv für Hochschulplanung (Hg.): Informationen 6, Stuttgart 1969, Blatt 14–19.

⁹³ Zentralarchiv für Hochschulbau: Universitätsbau in den USA. Gesamtplanung und Vorfertigung. Vgl. in diesem Zusammenhang auch den Reisebericht von Gerd Fesel: Universitätsplanung in den USA, in: DUZ 12 (1964), S. 3–10.

⁹⁴ Renate Wetzlar: Gesamtplanung wissenschaftlicher Hochschulen in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, in: Zentralarchiv für Hochschulbau: Universitätsbau in den USA, S. 8–33.

⁹⁵ Hierzu vermerkt Wetzlar ebd., S. 26–28: „In diesem Bericht wurde versucht, einige wichtige Bereiche der Gesamtplanung wissenschaftlicher Hochschulen in den Vereinigten Staaten zu erläutern und einige charakteristische Beispiele zu geben. Beim Ausbau unserer bestehenden Universitäten und bei der Gründung neuer Hochschulen stehen wir in Deutschland vor ähnlichen Fragen und Problemen, wie wir sie hier in den Vereinigten Staaten kennengelernt haben.“

⁹⁶ Vgl. die entsprechende Liste ebd., S. 8f.

⁹⁷ Vgl. ebd., S. 13–30.

der University of Illinois in Chicago und der Wayne University in Detroit. Das diesen Hochschulen zugrunde liegende Planungskonzept bestand aus einer Kombination von hochschulpolitischen und städtebaulichen Notwendigkeiten. Ehemalige Slum- bzw. Industrieviertel sollten durch die Ansiedlung eines innerstädtischen Hochschulcampus eine sinnvolle Neunutzung und Wiederbelebung erfahren.⁹⁸ Im Unterschied dazu entsprachen dem zweiten Neugründungstyp solche Campusanlagen, die in direkter Randlage oder zumindest in der Nähe mittlerer und größerer Ballungszentren angesiedelt waren. Als Beispiele hierfür nannte Wetzlar die großzügigen und teilweise schon errichteten Anlagen der New York State University in Albany, der Southern Illinois University in Edwardsville, die insgesamt sieben Ergänzungscampi der University of California („Multiversity“) sowie den Campus der University of San Diego.⁹⁹

Das Hauptaugenmerk Wetzlars galt der Planung und architektonischen Ausgestaltung der von ihr besuchten Campusanlagen. Knapp vier Jahre nachdem Rothe die amerikanische Campus-Universität als ein noch eher theoretisches Vorbild in die deutsche Neugründungsdiskussion eingeführt hatte, wurde diese nun vor Ort einer professionellen Analyse unterzogen. Bemerkenswerterweise deckte sich der stark von pädagogischen und gemeinschaftsfördernden Gesichtspunkten geprägte Campus-Begriff Rothes im Kern mit dem praktischen Campus-Verständnis der Hochschulplanerin. Für letztere entsprach der Campus einer „Universitätsstadt“, mit allen hieraus resultierenden Konsequenzen für die Planung und den Bau:

„Der Campus ist gleich einer Stadt, für die Menschen, die hier oder in der unmittelbaren Umgebung wohnen, studieren und arbeiten. [...]. Neben der Studentenschaft bilden die Lehrenden, die Dozenten, Professoren, Forscher und Wissenschaftler ein weiteres Bevölkerungselement einer solchen Universitätsstadt. [...]. Diese Menschen müssen zum und vom Campus befördert werden, für viele muß eine Wohnmöglichkeit eingerichtet werden, die Verbindungen zum übergeordneten Verkehr oder zu anderen städtischen und kulturellen Zentren müssen gut sein, für manche Studenten muß es eine Arbeitsmöglichkeit in der Nähe des Campus geben. Die meisten Personen, die im Hochschulgebiet arbeiten und leben, müssen gepflegt und versorgt werden, sie müssen sich erholen und Sport treiben können. Vor allem muß es für die Studierenden und Lehrenden die Möglichkeit geben, ungestört zu studieren, damit das Ziel, zu erziehen, zu lehren und zu forschen, verwirklicht werden kann.“¹⁰⁰

Den zweiten Teil der Schrift *Universitätsbau in den USA* bildet ein Reisebericht von Franz Stürer, der vom 30. September bis 16. Oktober 1964 im Auftrag des Bauverlag Wiesbaden-Berlin in die USA gereist war. Im Gegensatz zu Wetzlar widmete sich Stürer weniger der Gesamtkonzeption amerikanischer Campus-Anlagen, sondern primär der Planung, Herstellung und dem Einsatz großformatiger Fertigteile.¹⁰¹ Dabei handelte es sich um einen wichtigen Themenkomplex, insbesondere wenn man berücksichtigt, welche enormen Bauvorhaben Bund und Länder mit der Erweiterung und Neugründung von Hochschulen seit den frühen 1960er Jah-

⁹⁸ Vgl. ebd., S. 21–23 (Universitätsgründungen als Stadtuniversitäten).

⁹⁹ Vgl. ebd., S. 23–26 (Neugründungen von Campusbereichen).

¹⁰⁰ Ebd., S. 10.

¹⁰¹ Franz Stürer: Planung, Herstellung und Einsatz großformatiger Fertigteile, in: ebd., S. 34–62.

ren zu bewältigen hatten.¹⁰² „Auch und vor allem aus bildungspolitischen Gründen“, wie Stürer in diesem Zusammenhang betonte,

„ist die zeitliche Bewältigung der Durchführung dieses Neubausvolumens eine der Aufgaben, die der Architektenschaft gestellt ist. Diese Aufgabe hat die für die Planung verantwortlichen Stellen in der Bundesrepublik veranlaßt, neue Wege in Abweichung von der bisher geübten und auch unter anderen Maßstäben gangbaren Verfahrensweise zu suchen.“¹⁰³

Einer dieser neuen Wege war die sogenannte Typenplanung, d.h. die Konstruktion standardisierter, flexibel nutzbarer und größtenteils aus vorgefertigten Bauteilen zusammensetzbarer Bauwerke, wie sie in der Bundesrepublik ab 1964 erstmals in größerem Stil beim Bau der Ruhr-Universität Bochum zum Einsatz kommen sollten.¹⁰⁴ Das Problem der deutschen Typenplanung bestand jedoch darin, daß diese bundesweit nicht einheitlich koordiniert wurde und somit je nach Bundesland unterschiedliche und miteinander nicht kompatible Formate entstanden waren. Im Gegensatz dazu hatte in den USA bereits Mitte der 1950er Jahre ein Trend zur landesweiten Standardisierung der einzelnen Bauelemente in Größe, Form und Materialbeschaffenheit eingesetzt.¹⁰⁵ Aus diesem Grunde galt Stürers Hauptinteresse den für die Herstellung der Bauelemente verantwortlichen Fertigungsfirmen, die ihren westdeutschen Pendanten hinsichtlich ihres Mechanisierungs- und Automatisierungsgrades damals weit voraus waren.¹⁰⁶ Aufgrund seiner in den Vereinigten Staaten gesammelten Erfahrungen und Informationen kam Stürer zu folgendem Fazit:

„Natürlich soll man sich nicht der Vorstellung hingeben, daß die Vereinigten Staaten in allen Dingen beispielgebend für uns sein könnten und daß sie uns überall eine Phase voraus wären. Manche Entwicklungen greifen, wie die Erfahrung gezeigt hat, wenige Jahre später auf uns über. Dieses Übergreifen dort zu unterstützen, wo es sich im Vergleich der Verhältnisse und nach Prüfung der technischen, wirtschaftlichen und sozialen Gesamtsituation als sinnvoll erweist, sollte auch im Sinne einer solchen Studienreise liegen.“¹⁰⁷

Weder Wetzlar noch Stürer kehrten mit Blaupausen aus den USA zurück, da *der* amerikanische Masterplan, der einfach in der Bundesrepublik hätte umgesetzt werden können, nicht existierte. Dennoch waren die in Übersee gesammelten Erfahrungen insofern von entscheidender Bedeutung, als sie das Verständnis der Universität als eigenständiger und umfassender Bauaufgabe in der Bundesrepublik schärften. Abgesehen von der heute kaum beachteten Ausnahme der Straßburger Universität existierte bis zur Fertigstellung der ersten Universitätsneugründungen keine den USA oder Großbritannien vergleichbare Campus-Tradition. Wie Hans-Dieter Nägelke in seiner ausgezeichneten Studie über den *Hochschulbau im Kaiserreich* unterstrich, entsprach der Gesamtkomplex der nach der Annexion Elsaß-Lothringens seit 1872 neuerrichteten Reichsuniversität Straßburg „von der

¹⁰² Vgl. hierzu auch Stürers Ausführungen zu Zweck und Thema seiner USA-Reise ebd., S. 34.

¹⁰³ Ebd.

¹⁰⁴ Vgl. unten Kapitel IX.4.

¹⁰⁵ Stürer: Planung, Herstellung und Einsatz großformatiger Fertigteile, S. 36.

¹⁰⁶ Ebd., S. 58.

¹⁰⁷ Ebd.

sichtbaren baulichen Einheit der ganzen Universität“ dem angelsächsischen Campus-Ideal.¹⁰⁸ Inwieweit damals konkrete angelsächsische Vorbilder die Planungen der Straßburger Universität beeinflussten, scheint noch nicht näher analysiert worden zu sein. Gleichwohl ist bemerkenswert, daß der Campus-Charakter der Straßburger Universität im Vorfeld des bundesrepublikanischen Neugründungsprozesses bei keinem Geringeren als dem baden-württembergischen Ministerpräsidenten und Initiator der Konstanzer Universitätsgründung Kurt Georg Kiesinger auf Interesse stieß. Eingehend ließ sich Kiesinger im Frühjahr 1963 über die Gründung und Konzeption der Straßburger Hochschule informieren.¹⁰⁹

Der von Wetzlar in ihrem Erfahrungsbericht synonym für den angelsächsischen Campus verwendete deutsche Begriff der Universitätsstadt ging auf Horst Linde zurück. Bereits im April 1964 hatte Linde in seinem Eröffnungsvortrag zum ersten ZfH-Colloquium über die Planung wissenschaftlicher Hochschulen seine Vorstellungen von der Gestalt einer modernen Universität dargelegt.¹¹⁰ Auffallend sind in diesem Zusammenhang nicht nur die Analogien zur Stadtplanung, sondern auch Lindes offensichtliche Anlehnung an den wenige Jahre zuvor von Rothe in den Neugründungsdiskurs eingeführten Forumsgedanken. Linde gab vor den Vertretern der westdeutschen Hochschulbauämter eine minutiöse Illustration der zukünftigen Universitätsstadt:

„Trotz der um vieles gewachsenen Dimension der einzelnen Fakultäts- und Abteilungsbeiräte richtet sich der Maßstab der räumlichen Ordnung und Zusammenfassung nach dem Grundsatz, dem Bürger dieser ‚Stadt der Wissenschaften‘ kurze Fußwege von Seminar zu Praktikum und von Vorlesung zu Vorlesung zu ermöglichen. Daher sollte der Radius eines Hochschulbereichs 500 bis 700 Meter, das heißt fünf bis zehn Gehminuten, nicht überschreiten. In dieser ‚Stadt‘ wird sich ein Zentrum entwickeln, vom Verkehr nur in den Randzonen berührt, eine in der Größe überschaubare ‚Agora‘, an der die großen zentralen Einrichtungen der Universität liegen. Hier gruppieren sich die Zentralbibliothek, Großhörsäle, Mensen und Clubhäuser für Professoren und Studenten zu einem vielgliedrigen städtischen Raum. Cafés, Lese- und Ausstellungsräume, Läden und vieles mehr dürfen hier nicht fehlen. Diese sorgfältige Ausbildung und Erfüllung dieses zentralen Lebensbereichs einer Uni-

¹⁰⁸ Vgl. Hans-Dieter Nägele: Hochschulbau im Kaiserreich. Historische Architektur im Prozeß bürgerlicher Konsensbildung, Kiel 2000, S.61–70 (Kapitel „Einheitsuniversität und Campusuniversität“) und S.443–459 (Beschreibung der Gesamtanlage sowie der einzelnen Institutsgebäude der Universität Straßburg), Zitat S.67. Zur architektonischen Gesamtkonzeption der Straßburger Neugründung vgl. auch Godehard Hoffmann: Architektur für die Nation? Der Reichstag und die Staatsbauten des Deutschen Kaiserreichs 1871–1918, Köln 2000, S.160–185. Einen kurzen Überblick zur Geschichte der Universität Straßburg bietet der Artikel von Günter Grünthal: Strasbourg/Straßburg, in: Boehm/Müller: Universitäten und Hochschulen in Deutschland, Österreich und der Schweiz, S.329–332.

¹⁰⁹ Dies geht aus einem an Ministerpräsident Kiesinger gerichteten Schreiben des damaligen Freiburger Universitätsrektors hervor: „Sehr verehrter Herr Ministerpräsident, Ihrem Wunsche entsprechend habe ich mich um Material und Literatur zur Geschichte der Straßburger Universitätsgründung 1871 gekümmert. Den Direktor der Freiburger Universitätsbibliothek habe ich angewiesen, Ihnen diese Literatur zu übersenden. [...]“. gez. Bauer“ (HStAS, EA 1/923, Aktenbund 4106, Bd. II, Dokument I, Schreiben des Rektors der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i.Br. an den Ministerpräsidenten des Landes Baden-Württemberg vom 22. 1. 1963).

¹¹⁰ Horst Linde: Gedanken eines Architekten zum Bau wissenschaftlicher Hochschulen, in: Konstanzer Blätter für Hochschulfragen 8 (1965), S.78–84.

versität zählt zu den wichtigsten gesellschaftlichen Aufgaben, die die Hohen Schulen in unserer Zeit zu erfüllen haben. [...] Diese Art baulicher Zusammenfassung wird das Bild der neuen Hochschulen sehr entscheidend prägen.“¹¹¹

In der Tat sollte die Arbeit von Horst Linde und des von ihm geleiteten Stuttgarter ZfH einen entscheidenden Beitrag zur Prägung dieses Bildes leisten.¹¹² Als Chef der obersten Bauverwaltung Baden-Württembergs, Architekt, Gutachter und Hochschullehrer war Linde in den 1960er und 1970er Jahren maßgeblich am Ausbau der Universitäten Freiburg, Heidelberg, Hohenheim, Karlsruhe, Stuttgart und Tübingen sowie am Neubau der Universitäten Konstanz und Ulm beteiligt. Zudem hatte der Stuttgarter Ordinarius für Hochschulbau gemeinsam mit seinen Mitarbeitern Campuspläne für Bremen und Bochum entworfen, die allerdings nicht zur Ausführung kamen. Den hier erwähnten Neugründungsprojekten gemein war das ursprünglich auf Rothes Bremer Denkschrift zurückgehende und von Linde weiterentwickelte Konzept der Campus-Universität (Hochschulstadt) mit zentralem Forum (Agora).¹¹³ Diese in Anlehnung an amerikanische Campus-Universitäten entwickelte Vorstellung von einem einheitlichen Universitätskomplex, dessen architektonisches Äußeres die innere Struktur und Organisation der Hochschule widerspiegle, sollte die Planung und Gestalt der ersten deutschen Neugründungen entscheidend beeinflussen.¹¹⁴

4. Struktur und Gestalt der ersten westdeutschen Campus-Universitäten: Bochum, Regensburg und Konstanz

Das erstmalig im Rahmen der Rothe-Denkschrift sowie den entsprechenden *Empfehlungen* (1960) und *Anregungen* (1962) des Wissenschaftsrates konzipierte Zusammenspiel von innerer Struktur und äußerer Gestalt einer neuen Universität hinterließ in den frühen Gründungsgutachten und -denkschriften unübersehbare Spuren. Besonders evident wird dieser Einfluß in den unter dem Vorsitz des Hamburger Erziehungswissenschaftlers Hans Wenke ausgearbeiteten *Empfehlungen zum Aufbau der Universität Bochum*, die der Öffentlichkeit im Dezember 1962

¹¹¹ Ebd., S. 81f. (Zitat).

¹¹² Vgl. das vierbändige Standardwerk zum Thema Hochschulplanung von Horst Linde (Hg.): Hochschulplanung. Beiträge zur Struktur- und Bauplanung, 4 Bde., Düsseldorf 1969. Speziell zum Hochschulbau in den USA vgl. dort den Beitrag von Wolfgang Rath: Vereinigte Staaten von Amerika, in: ebd., Bd. 1, S. 70–79.

¹¹³ Vgl. hierzu die einzelnen Beiträge und Projektbeschreibungen in Festschrift für Horst Linde, Tübingen 1977.

¹¹⁴ Zur Bedeutung des Forums- bzw. Agora-Gedankens in den frühen Neugründungsplanungen schreiben Conradi/Reichenecker: Gedanken zur Gesamtplanung von Hochschulen, S. 50: „Fast allen neueren Planungen ist die Idee des Forums gemeinsam: Herz der Universität soll ein Platz, ein Markt, eine ‚Agora‘ sein. Hier laufen die Fußgängerwege zusammen, hier liegen das Hörsaalzentrum und die zentralen Einrichtungen wie Rektorat, Verwaltung, Mensa, Klubhaus, Zentralbibliothek und Auditorium Maximum. [...] Die Dimension eines solchen Forums muß so gewählt werden, daß es noch überschaubar und für den Menschen erfaßbar bleibt.“

vorgestellt wurden.¹¹⁵ Schon im Mai 1960 hatte die nordrhein-westfälische Landesregierung die Errichtung einer neuen Universität im Ruhrgebiet beschlossen. Der genaue Standort blieb vorerst allerdings noch offen. Erst am 18. Juli 1961 fiel die Entscheidung auf Bochum.¹¹⁶ Neben dem erhofften Entlastungseffekt für die Universitäten Köln und Münster sowie der RWTH Aachen definierte die Bochumer Gründungsdenkschrift als Hauptaufgabe der geplanten Hochschule die Schaffung neuer fachdisziplinärer Zusammenhänge. Statt der traditionellen Fakultäts-einteilung wurde eine durch das amerikanische Departmentsystem inspirierte Binnengliederung in kleinere, nach fachlichen Gesichtspunkten zusammengestellte Abteilungen vorgeschlagen. Mit Hilfe dieser mehrere Lehrstühle umfassenden Einheiten (z. B. Rechtswissenschaftliche Abteilung, Sozialwissenschaftliche Abteilung, Abteilung für Geschichtswissenschaft usw.) sollte nicht nur eine effizientere Forschung und Lehre in den einzelnen Fachbereichen, sondern auch die interdisziplinäre Zusammenarbeit zwischen diesen ermöglicht werden.¹¹⁷ Wie in der Denkschrift betont wurde, müsse eine solche Neuordnung der inneren Struktur – ganz im Sinne des Rotheschens Campus-Modells – auch mit einer entsprechenden Neugestaltung der architektonischen Gesamtkonzeption der Hochschule einhergehen:

„Die äußere Voraussetzung des Grundprinzips der Verflechtung der Disziplinen ist die einheitliche räumliche Gestaltung der Universität. Institution und Organisation der gesamten Universität müssen an einem Platze ungeteilt beieinanderliegen. Deshalb geht auch die Bauplanung von diesem beherrschenden Prinzip aus. Das gilt nicht nur für die Forschung, sondern ebenso sehr für die Lehre: Die neue Universität muß als Ganzes im Gesichtskreis der Studenten stehen und ihnen in ihrer wissenschaftlichen Arbeit und Orientierung, aber auch für ihren persönlichen Umgang und für ihre privaten Interessen zugänglich sein. Aus all diesen Gründen ist die räumliche Einheit der Universität Grundlage und unabdingbare Voraussetzung des hier vorgelegten Planes; in ihr findet die neue Konzeption, die die einzelnen Abteilungen zusammenfügt und die in Bochum geplante Eingliederung der Ingenieurwissenschaften gewährleistet, ihren sichtbaren und überzeugenden Ausdruck und zugleich die einzige Rechtfertigung für eine Neugründung, die mehr sein muß als eine beliebige Vermehrung von akademischen Ausbildungsstätten.“¹¹⁸

Daneben spiegelt auch die in der Bochumer Denkschrift vorgenommene schematische Darstellung der räumlichen Zuordnung der einzelnen Abteilungen auf dem künftigen Universitätsgelände den Einfluß Rothes wider. Ähnlich dem für Bremen entworfenen Idealplan eines Campus konzentrieren sich die Abteilungen um ein zentrales Forum, bestehend aus Rektorats- und Senatsgebäude, der Universitätsbibliothek, dem Hörsaalgebäude und der Hauptmensa.¹¹⁹ Zudem verweist die für Bochum vorgesehene Errichtung von Studentenwohnheimen bzw. -wohnungen in unmittelbarer Anbindung an die Universität auf den 1960 bei Rothe und in den *Anregungen* des Wissenschaftsrates formulierten Kollegienhaus- bzw. Wohnheim-

¹¹⁵ Empfehlungen zum Aufbau der Universität Bochum. Denkschrift des Gründungsausschusses veröffentlicht vom Kultusministerium des Landes Nordrhein-Westfalen (Dezember 1962), in: Neuhaus: Dokumente zur Gründung neuer Hochschulen 1960–1966, S. 207–256.

¹¹⁶ Vgl. die Vorbemerkung ebd., S. 208f.

¹¹⁷ Siehe hierzu ebd., S. 209f.

¹¹⁸ Ebd., S. 211.

¹¹⁹ Vgl. hierzu die schematische Darstellung ebd., S. 212.

Gedanken.¹²⁰ Neben dem eigentlichen Forschungs- und Lehrbetrieb sollte nach dem Willen des Gründungsausschusses folglich auch das gemeinsame studentische Wohnen den Alltag auf dem künftigen Bochumer Campus bestimmen. Daß dieser Anspruch ein Novum in der neueren deutschen Universitätsgeschichte bedeutete, dessen waren sich die Beteiligten durchaus bewußt: „Im Unterschied zu allen bestehenden deutschen Hochschulen bietet das geschlossene Gelände der Universität Bochum Raum für die Wohnung eines größeren Teils der Studenten. Die Chance sollte genutzt werden, um die viel beklagte Kluft zwischen Student und Hochschule zu schließen.“¹²¹

Die weitere Entwicklung der Ruhr-Universität Bochum, dem ersten und größten westdeutschen Neugründungsprojekt, vollzog sich mit rasanter Geschwindigkeit: Spatenstich im Frühjahr 1964, knapp zwei Jahre später – im November 1965 – Bezug der ersten Gebäudekomplexe sowie Beginn des Vorlesungsbetriebes und schließlich der Abschluß der Hauptbauarbeiten auf dem Campus Anfang der 1970er Jahre.¹²² Berücksichtigt man die gigantischen Ausmaße sowie die Pionierfunktion dieses Unternehmens, dann handelte es sich hierbei um eine beachtliche Leistung, die allein unter Verwendung modernster und z. T. aus den USA entlehnter Methoden der standardisierten Fertigbauweise mit Stahlbetonelementen bewerkstelligt werden konnte.¹²³ Ferner war bereits Mitte 1962, also parallel zur Ausarbeitung der Denkschrift, ein internationaler Architektenwettbewerb für die Gestaltung des Campus initiiert worden, an dem damals so renommierte Architekten wie Alvar Aalto, Walter Gropius, Mies van der Rohe, der bereits mit der Campusplanung des IIT in Chicago Aufsehen erregt hatte, und der Stuttgarter Hochschulplaner Horst Linde teilnahmen.¹²⁴ Unter den insgesamt 85 eingereichten Entwürfen entschied sich die Jury schließlich am 14. Februar 1963 für den des Düsseldorfer Architekturbüros Hentrich & Petschnigg. Deren anschließend noch-

¹²⁰ Vgl. hierzu für Rothe ebd., S. 317–329 und S. 440–443; Wissenschaftsrat: Anregungen des Wissenschaftsrates zur Gestalt neuer Hochschulen, S. 73–88.

¹²¹ Neuhaus: Dokumente zur Gründung neuer Hochschulen 1960–1966, S. 249.

¹²² Zur Gründungs- und Baugeschichte der Ruhr-Universität Bochum vgl. Festschrift zur Eröffnung der Universität Bochum, hg. von Hans Wenke und Joachim H. Knoll, Bochum 1965; Alexandra von Cube: Die Ruhruniversität Bochum. Bauaufgabe – Baugeschichte – Baugedanke. Eine kunsthistorische Untersuchung, Bochum 1982; Gesellschaft der Freunde der Ruhruniversität (Hg.): Materialien zur Geschichte der Ruhruniversität, 2 Bde., o. O. 1971/72; Reinhold Knümann: Die Universität Bochum, Stuttgart 1965; F. Hallauer: Die Ruhruniversität Bochum, in: Zentralarchiv für Hochschulbau: Planung wissenschaftlicher Hochschulen, S. 81–87; Bruno W. Reimann: Struktur und Entwicklung der Ruhruniversität Bochum, in: Raupach/Reimann: Hochschulreform durch Neugründungen?, S. 79–300; Muthesius: The Postwar University, S. 224–231; Oliver Schmidtke: Die Architektur der Ruhr-Universität Bochum sowie der Universität Bielefeld und ihre Entsprechung im technokratischen Deutungsmuster von Wissenschaft, in: Franzmann/Wolbring: Zwischen Idee und Zweckorientierung, S. 137–184.

¹²³ Zur Bochumer Typenplanung und dem verwendeten Bausystem vgl. Joseph P. Franken: Bauidee und Gestalt der neuen Universität in Bochum, in: Festschrift zur Eröffnung der Universität Bochum, S. 25–56; Hallauer: Die Ruhruniversität Bochum, S. 85–87. Allgemein zur Orientierung des deutschen Hochschulbaus an den damaligen Entwicklungen in den USA vgl. Zentralarchiv für Hochschulbau: Universitätsbau in den USA. Gesamtplanung, Vorfertigung, S. 34–58.

¹²⁴ Muthesius: The Postwar University, S. 226f.

mals überarbeiteter und zur Ausführung bestimmter Gesamtplan sah insgesamt 13 weitestgehend gleichförmige, von West nach Ost in zwei parallel zueinander liegenden Reihen (6 zu 7) und durch Flachbauten miteinander verbundene Gebäudeblöcke vor, in denen die einzelnen Abteilungen untergebracht wurden. Mittig durchschnitten der Forumskomplex in Nord-Süd-Richtung die beiden Blockreihen, der somit – wiederum im Sinne des Rothescen Ideal-Campus bzw. der Bochumer Denkschrift – zum eigentlichen Zentrum der Gesamtanlage wurde. Auf der breit angelegten Forumsachse siedelten die Architekten einer Perlenkette gleich die Mensa, das Audimax, das Hörsaalzentrum, ein Kunstmuseum, die Universitätsbibliothek, das Studentenhaus, das musische Zentrum und die Universitätsverwaltung an.¹²⁵ Wie in einem kurz nach Abschluß des Architekturwettbewerbs in der Tageszeitung „Die Welt“ erschienenen Artikel berichtet wurde, orientierten sich – trotz deutlicher Unterschiede im Detail – beinahe alle in die engere Auswahl gekommenen Entwürfe an diesem Forum-Gedanken:

„Wie soll heute eine Universität aussehen, was ist im Idealfall wünschenswert, was im gegebenen Fall angemessen? Denn es gibt in Europa wenig Vorbilder. [...] Kennzeichnend für die meisten Entwürfe ist die Konzentration der wichtigsten Bauten um ein Forum, einen Campus, wie man es bei amerikanischen Universitäten findet. Während jedoch die amerikanischen Universitäten vom Collegecharakter geprägt sind, neigt man in Europa mehr zu der Vorstellung von einem reinen Wissenschaftszentrum mit angrenzenden Wohnsiedlungen für die Studenten.“¹²⁶

Tatsächlich wurden die Studentenwohnheime in Bochum nicht unmittelbar auf dem Campusgelände, sondern etwas nördlich davon – und von diesem durch eine breite Zufahrtsstraße getrennt – in einer eigenen, lediglich durch eine Fußgängerbrücke mit dem Universitätsforum verbundenen Studentenstadt untergebracht, was in dieser Form freilich nicht dem Campuscharakter der meisten amerikanischen oder englischen Universitäten entsprach.¹²⁷ Dennoch stand für den da-

¹²⁵ Vgl. ebd., S.229 (Abb.4.11). Im Jahre 1964 beschrieb Hallauer den Gesamtplan der Ruhr-Universität in *Die Ruhruniversität Bochum*, S.84, wie folgt: „Es ist [...] eine eigene Stadt mit bewußter urbaner Verdichtung, aufgebaut auf dem Achsenkreuz des Hauptforums und der Querforen. [...] Die Universitätsstraße berührt das Nordende des ‚akademischen Forums‘ – ein großer Fußgängermarkt von 120 m Breite und etwa 400 m Länge –, an dem in eine bewußt gestaltete und sich steigernde Raumfolge im Nordteil Rektorat und Studentenhaus, im bedeutsamen Zentrum um einen großen Platz Bibliothek, Auditorium, das naturwissenschaftliche und geisteswissenschaftliche Hörsaalzentrum liegen und von den Querforen als Erschließungsräume nach Ost und West ausgehen. Nach Durchschreiten des zentralen Raumes öffnet sich das Hauptforum nach Süden zur weiten Ruhrlandschaft. An diesem Platz liegen die Zentralmensa, die Cafeteria sowie Einrichtungen für den Kurzzeitsport wie Turn- und Schwimmhallen. Das akademische Forum wird jenseits der Universitätsstraße ergänzt durch einen städtischen ‚Markt‘ in dem neu zu errichtenden Universitätsstadtviertel.“ Zur Bochumer Forumskonzeption vgl. ferner Franken: *Bauidee und Gestalt der neuen Universität in Bochum*, S.46f.

¹²⁶ Hannelore Schubert: So sieht sie aus, die neue Ruhr-Universität, in: *Die Welt* vom 20.2.1963.

¹²⁷ Zur Frage der Ansiedlung und Zuordnung der Studentenwohnheime vgl. Franken: *Bauidee und Gestalt der neuen Universität in Bochum*, S.53, sowie den Gesamtplan des Bochumer Universitätskomplexes bei Muthesius: *The Postwar University*, S.229 (Abb.4.11).

maligen nordrhein-westfälischen Landesminister für Landesplanung, Joseph P. Franken, außer Frage, daß durch die enge räumliche Zuordnung eines Teils der Studentenwohnheime zum Bochumer Universitätskomplex ein völlig neues, in der deutschen Universitätstradition so bislang unbekanntes soziales Gefüge entstehe. Er verstand es „als Modell der neuen Universität“.¹²⁸

Davon abgesehen zeigten sich die zuständigen Entscheidungsträger hinsichtlich des Standorts der Ruhr-Universität durchaus darum bemüht, ein nicht nur ausreichend großes und zusammenhängendes Grundstück zu finden, sondern die Universität in einer ebenso exponierten wie landschaftlich reizvollen Lage anzusiedeln.¹²⁹ Damit entsprach man einer wesentlichen Grundforderung der traditionellen Campus-Planung in den Vereinigten Staaten. Richard P. Dober hat in seinem Buch *Campus Design* auf diese weit ins 19. Jahrhundert zurückreichende amerikanische Eigenart hingewiesen:

„The engagement of land and building, accented by topography, dramatizes mundane and magnificent campus designs. The fabled 19th century hill-top colleges that populated the once rural mid-America are fine examples of simple architecture made prominent by a commanding site. Thomas Jefferson’s University of Virginia lawn, bricked-in gardens, and buildings (considered by many as an epitome of campus planning and design) is informed by the gentle sloping of the Charlottesville terrain. [...] Scraping and sculpturing landforms for building sites is a well-documented art; Greek temples overlooking the Ionian Sea, Mont St. Michel, Rhine River Castles – their counterparts can be found among the 3.500 colleges and universities in the United States.“¹³⁰

Das hier beschriebene Zusammenspiel von Landschaft und Architektur als einem bestimmenden Faktor der Universitätsplanung und -gestaltung hatte in der deutschen Universitätsgeschichte bis dato kaum oder lediglich eine untergeordnete Rolle gespielt.¹³¹ Neben Bochum sollten sich auch die frühen deutschen Campus-Universitäten in Regensburg und Konstanz diesem Prinzip verpflichtet fühlen.¹³²

¹²⁸ Franken: Bauidee und Gestalt der neuen Universität in Bochum, S.53.

¹²⁹ Vgl. Hallauer: Die Ruhruniversität Bochum, S.83: „Noch ein letzter, aber bedeutender Einfluß aus der Lage der Universität in der Region ist für die Planung zu untersuchen: ihre Beziehung zur Stadt und zur Landschaft. Das Gelände ist 526 ha groß, größer als jedes deutsche Hochschulgelände. [...] Vom Stadtzentrum, der sogenannten City, liegt es 5 km entfernt. Diese Zwischenzone ist auf weiten Bereichen nicht bebaut oder gar besiedelt. Jedenfalls hat das Universitätsgelände keinen Anschluß an eine städtische oder gar großstädtische Bebauung.“ Vgl. hierzu ferner Fritz Heinemann/Gerhard Petschelt: Die Stadt Bochum und die Ruhr Universität, in: Festschrift zur Eröffnung der Universität Bochum, S.57–62; Alexandra von Cube: Die Ruhruniversität Bochum.

¹³⁰ Zur Bedeutung der Landschaft im amerikanischen Universitätsbau vgl. Dober: Campus Design, S.28–31, Zitat S.31.

¹³¹ Vgl. Konrad Rückbrod: Die Geschichte der Universität mit Hinblick auf die bauliche Form, in: Zentralarchiv für Hochschulbau: Planung wissenschaftlicher Hochschulen, S.12–14; August Nitschke: Universität im Altertum, im Mittelalter und im industriellen Zeitalter, in: ebd., S.8–11, hier besonders S.11; Rückbrod: Universität und Kollegium, S.37. Vgl. hierzu auch die Entwicklung der deutschen Hochschularchitektur von Prag bis Bochum in Bildern und Photographien bei Müller: Geschichte der Universität, S.209–276.

¹³² Vgl. Muthesius: The Postwar University, S.231–234 (Regensburg) und S.234–242 (Konstanz).

Blicken wir im folgenden zunächst auf den Regensburger Fall: Trotz bis in das 15. Jahrhundert zurückreichender und unmittelbar nach 1945 erneut intensiver Bestrebungen zur Gründung einer Universität in der altehrwürdigen oberpfälzischen Bischofsstadt fiel der endgültige Beschluß zur Errichtung einer vierten bayerischen Landesuniversität in Regensburg erst am 18. Juli 1962.¹³³ Diesem unmittelbar vorausgegangen waren die *Empfehlungen des Wissenschaftsrates zum Ausbau der wissenschaftlichen Einrichtungen* (1960), die sich für eine Hochschulneugründung im Großraum München zur Entlastung der dortigen Universität, der damals größten in der Bundesrepublik, und Technischen Hochschule ausgesprochen hatten.¹³⁴

Im Unterschied zur Bochumer Denkschrift finden sich weder im *Memorandum zu Fragen des Aufbaues und der Struktur der Universität Regensburg* des Organisationsausschusses vom 10. Juni 1963 noch in den *Empfehlungen des Strukturbeirates für die Universität Regensburg* aus dem Jahre 1966/67 konkrete Angaben über die vorgesehene bzw. gewünschte äußere Gestalt der Neugründung.¹³⁵ Überhaupt zeigte man sich in Bayern, im Unterschied zu Nordrhein-Westfalen, gegenüber Neuerungen im Sinne einer grundlegenden Hochschulreform zunächst wenig aufgeschlossen. Dies galt, wie Carl-Christian Kaiser am 27. Dezember 1962 in der „Stuttgarter Zeitung“ zu berichten wußte, sowohl für die innere Struktur als auch die architektonische Gesamtkonzeption der Regensburger Neugründung:

„Bayerns Uhren gehen anders, nicht zuletzt in der Kulturpolitik. Der Zeiger springt oft nur zögernd weiter. [...]. Was schließlich Reformabsichten anbetrifft, so heißt es in der offiziellen Mitteilung über eine der Sitzungen des Gründungsausschusses ebenso lakonisch wie ablehnend, die Beratungen hätten bisher eine geringe Neigung erkennen lassen, von der

¹³³ Zur Planungs- und Baugeschichte der Universität Regensburg vgl. Das Raumprogramm für das Forum der Universität Regensburg, in: DUZ/HD 2 (1969), S. 14; Linde: Hochschulplanung, Bd. 4, S. 179–181; Universitätsbauamt Regensburg (Hg.): Geplant, gebaut. Universität Regensburg 1977. Pläne, Daten, Fotos, Texte des Universitätsbauamtes, Selbstverlag 1977; Hubert Raupach: Universität Regensburg, in: ders./Reimann: Hochschulreform durch Neugründungen?, S. 301–383; Höller/Höller: Vom langgehegten Wunsch zum Ziel. Gründung, Struktur und Außenwirkung der Universität, S. 541f.; Muthesius: The Postwar University, S. 231–234; Universität Regensburg (Hg.): Ein Campus für Regensburg. Konzeption, Architektur, Kunst. 40 Jahre Universität Regensburg 1967–2007, Konzeption und Redaktion Mathias Listl und Stefan Paulus, Regensburg 2007.

¹³⁴ Es sei darauf hingewiesen, daß sich die Bayerische Rektorenkonferenz noch im Oktober 1961 dezidiert gegen die Gründung einer vierten Landesuniversität aussprach. Vgl. hierzu BayHStA, MK 68586, Schreiben des Rektors der Julius-Maximilians-Universität Würzburg (als federführender der bayerischen Rektoren) an den Bayerischen Staatsminister für Unterricht und Kultus vom 18. 10. 1961: „Hochverehrter Herr Staatsminister! Ich habe die Ehre, Ihnen im Auftrage der Bayerischen Rektorenkonferenz noch einmal die Bedenken dieses Gremiums zu unterbreiten, die gegen die Errichtung weiterer Hochschulen im bayerischen Raum zum jetzigen Zeitpunkt bestehen. Wir sind der Meinung, daß – wie wir das bereits früher zum Ausdruck gebracht haben – die auf jeden Fall sehr kostspielige Einrichtung neuer Hochschulen hinter dem völligen Ausbau der bestehenden Institutionen zurücktreten sollte. [...] gez. G. Knetsch (Prorektor).“

¹³⁵ Vgl. Memorandum zu Fragen des Aufbaues und der Struktur der Universität Regensburg. Gutachten des Organisationsausschusses für die Universität Regensburg (10. 6. 1963), in: Neuhaus: Dokumente zur Gründung neuer Hochschulen 1960–1966, S. 685–707; Empfehlungen des Strukturbeirates für die Universität Regensburg, in: ebd., S. 708–726.

traditionellen Fakultätsgliederung – etwa, wie in Bochum, zugunsten kleinerer Abteilungen – abzugehen. In Regensburg wird eine Universität mit herkömmlicher Gestalt entstehen. [...] Baugebiete mit dem vom Wissenschaftsrat für eine Hochschulgründung verlangten Umfang von mindestens 150 Hektar steht am Stadtrand zur Verfügung. Von der Möglichkeit, darauf einen ‚Campus‘, eine geschlossene Universitäts-siedlung anzulegen, wie in Bremen und Bochum geplant ist, zeigt sich [Rudolf] Schlichtinger [der damalige Regensburger Oberbürgermeister, S. P.] jedoch kaum angetan.“¹³⁶

Tatsächlich sollte die Regensburger Neugründung nach dem Willen des unter Vorsitz von Kultusminister Theodor Maunz stehenden Organisationsausschusses weniger als dezidierte Reformuniversität fungieren, sondern in erster Linie „für die überfüllte Universität München eine Entlastung bringen“.¹³⁷ Bei genauerer Lektüre zeigen sich jedoch auch im Regensburger Memorandum einige wichtige reformpolitische Ansätze.¹³⁸ So räumte der Organisationsausschuß, obgleich für die neue Universität prinzipiell eine traditionelle Fakultätsgliederung vorgesehen war, die Option ein, daß sich bei Bedarf unterhalb der Fakultätsebenen „die einzelnen Fächergruppen (z.B. die Lehrstühle und Institute für Physik oder Chemie) zu Abteilungen bzw. Departments zusammenschließen“.¹³⁹ Wenigstens in einem fakultativen Sinne entsprach das Memorandum mit dieser Lösung einer damals zentralen Reformforderung. Dennoch: nicht alle Mitglieder des Organisationsausschusses waren mit diesem als halbherzig empfundenen Ansatz zufrieden. Laut einem am 3. Oktober 1963 in der Münchner „Abendzeitung“ erschienenen Artikel kritisierte vor allem die FDP-Bildungspolitikerin Hildegard Hamm-Brücher das Regensburger Strukturkonzept mit Blick auf die bereits für Bremen und Bochum entwickelten Lösungen als vollkommen rückständig:

„Die FDP vergleicht die vorliegende Regensburger Konzeption mit den Konzeptionen der beiden anderen in der Bundesrepublik neu zu errichtenden Universitäten in Bremen und Bochum, die auf den Reformplänen des Wissenschaftsrates fußen. Diese reißen die ‚trennenden Grenzmauern‘ zwischen den Disziplinen und Fakultäten nieder, um durch eine moderne Art, nämlich mit einer Gliederung in Abteilungen, dem heutigen Stand von Lehre und Forschung Rechnung zu tragen.“¹⁴⁰

Die Reaktion auf diese Kritik ließ nicht lange auf sich warten. Ein Woche später wurde das für Regensburg vorgesehene Strukturmodell in der „Bayerischen Staats-

¹³⁶ Carl-Christian Kaiser: Regensburg konkurriert mit München. Rundreise zu den neuen Universitätsprojekten (IV), in: Stuttgarter Zeitung vom 27.12.1962.

¹³⁷ Neuhaus: Dokumente zur Gründung neuer Hochschulen 1960–1966, S. 689. Zur primären Entlastungsfunktion vgl. zudem Raupach: Universität Regensburg, S. 315–318.

¹³⁸ Vgl. hierzu grundlegend Wolfgang E. J. Weber: Gründung im Zeichen bayerischer und westlicher „Modernisierung“: Zur Entstehungsgeschichte der Universität Regensburg, in: Universität Regensburg: Ein Campus für Regensburg, S. 13–24.

¹³⁹ Vgl. Neuhaus: Dokumente zur Gründung neuer Hochschulen 1960–1966, S. 699: „Der Ausschuß hat bei der Entscheidung der Frage, wie die Universität Regensburg gegliedert werden soll, eingehend geprüft, ob entsprechend den in jüngster Zeit gegebenen Anregungen anstelle der Fakultätsgliederung eine Aufspaltung in kleinere Teilbereiche vorgesehen werden soll. [...] Im übrigen wurde in der Diskussion von den Fachvertretern überwiegend die Meinung vertreten, daß sich für den Bereich ihrer Wissenschaften die Zusammenfassung in Fakultäten als vorteilhaft erwiesen habe und deshalb beizubehalten sei.“

¹⁴⁰ Marianne Heydecker: Universität, Modell 1850. Die FDP bemängelt konservative Planung der Hochschule Regensburg, in: Abendzeitung vom 3.10.1963.

zeitung“ als besonders innovativ und wegweisend angepriesen: „Damit wird ein Weg gewiesen, wie die Vorteile der Fakultäten mit den Vorzügen des Department-Systems – unter diesem leider zum Schlagwort gewordenen Begriff verbirgt sich schließlich kein Allheilmittel für die kranke Universität – zu verbinden wären.“¹⁴¹

In denjenigen Abschnitten des Memorandums, welche die künftige architektonische Konzeption der Universität zumindest kurz behandeln, regte der Organisationsausschuß – durchaus im Sinne Rothes – eine Zentralisierung der einzelnen universitären Einrichtungen an. Gleiches galt für den strukturellen Aufbau und die Organisation der Regensburger Universitätsbibliothek.¹⁴² Konkretere Vorstellungen im Hinblick auf eine Campusanlage, wie sie für Bremen und Bochum entwickelt worden waren, blieben jedoch aus. Ein Gesamtplan für das künftige Universitätsgelände könne, wie diesbezüglich betont wurde, erst nach der Ermittlung des genauen Raumbedarfs und der anschließenden Erstellung eines Raumprogramms in Angriff genommen werden.¹⁴³

Wichtige Weichenstellungen für das Regensburger Universitätsprojekt brachte das Jahr 1964. Im Januar hatte das Universitätsbauamt seine Arbeit aufgenommen und kurze Zeit später fiel die Entscheidung für das heutige Stammgelände südlich der Altstadt. Im Sommer des gleichen Jahres folgte die Bestellung des damaligen Rektors der Universität Erlangen-Nürnberg, des Historikers Götz Freiherr von Pölnitz, zum Gründungsrektor sowie die Ernennung des Leiters der Würzburger Universitätsbibliothek, Max Pauer, zum ersten Regensburger Bibliotheksdirektor.¹⁴⁴ Während sich Pauer ganz dezidiert an die von Rothe u. a. nach amerikanischem Vorbild entwickelte Konzeption einer zentralen Universitätsbibliothek anlehnte, stieß die Idee eines Campus im amerikanischen Sinne bei Pölnitz auf Ablehnung.¹⁴⁵ Kurz nach seiner Berufung zum Gründungsrektor hatte sich dieser in einem Gespräch mit dem Regensburger „Tages-Anzeiger“ zur künftigen Gestalt der Universität geäußert. „Keine Campus-Universität amerikanischen Stils, aber eine großzügige Anlage“, so umriß der Rektor „die stadtnahe Planung von 120 bis 150 Hektar ohne Kliniken und mit Vorbehaltsflächen für die fernere Zukunft mit weiteren 60 Hektar.“¹⁴⁶ Aus der Tatsache, daß der eben erst eingesetzte Gründungsrektor ein Verfechter vermeintlich bewährter Universitätstraditionen war, machte dieser keinerlei Geheimnis. „Seine Vorstellungen von der Struktur der neuen Universität“, so berichtete der „Münchener Merkur“ vom 13. August 1964, „kleidete v. Pölnitz in die kurzen Worte: ‚Draußen vor den Toren der Stadt eine moderne Universität, ohne Pseudoamerikanismen [!], seriös modern – hier drinnen in der Altstadt

¹⁴¹ Für Regensburg eine neue Universität. Das Memorandum des Organisationsausschusses enthält viele fruchtbare Ansätze zur Hochschulreform, in: Bayerische Staatszeitung vom 11. 10. 1963.

¹⁴² Neuhaus: Dokumente zur Gründung neuer Hochschulen 1960–1966, S. 702–704.

¹⁴³ Ebd., S. 704.

¹⁴⁴ Raupach: Universität Regensburg, S. 302f.; Höller/Höller: Vom langgehegten Wunsch zum Ziel. Gründung, Struktur und Außenwirkung der Universität, S. 539.

¹⁴⁵ Zur Konzeption der Universitätsbibliothek Regensburg vgl. Pauer: Das Bibliothekssystem der Universität Regensburg, S. 106–130.

¹⁴⁶ Der Gründungsrektor will eine moderne Universität, in: Tages-Anzeiger, Nr. 173, vom 23. 7. 1964.

eine historische Atmosphäre, wie sie für eine neue Universität nicht dichter sein könnte“.¹⁴⁷

Götz von Pölnitz sollte der Regensburger Neugründung jedoch nicht mehr lange vorstehen. Bereits einen Tag nach der offiziellen Grundsteinlegung am 20. November 1965 trat er wegen zunehmender Kritik an ideologisch fragwürdigen Inhalten einiger seiner während des Dritten Reiches veröffentlichten Schriften, aber auch wegen seiner mangelnden Reformbereitschaft zurück.¹⁴⁸

Entgegen dem ersten Anschein und mancher Befürchtungen kamen in der Folgezeit dennoch einige wichtige Reformaspekte in Regensburg zum Tragen. So empfahl der 1962 unter Leitung des Münchner Zoologen Hansjochem Autrum zusammengetretene Strukturbeirat in seinem 1966/67 vorgelegten Gutachten eine Fachbereichsgliederung unterhalb der Fakultätsebene (5 Fakultäten mit insgesamt 13 Fachbereichen).¹⁴⁹ Schließlich konnte das bayerische Kultusministerium in einer einen Tag vor der am 11. November 1967 erfolgten feierlichen Eröffnung der Universität Regensburg herausgegebenen Presseverlautbarung auf die in Regensburg umgesetzten Neuerungen hinweisen:

„Die Reformen kommen u. a. darin zum Ausdruck, daß die Institutsverfassung alter Art und ihre Hierarchie durch eine Art ‚Departmentsystem‘, das in Regensburg Fachbereich heißt, ersetzt wird, in dem die Lehrstühle kooperativ einen großen Teil der bisherigen Arbeiten der traditionellen Fakultäten wahrnehmen; [...]. Ein neuartiges Bibliothekssystem wird an die Stelle der herkömmlichen Zweiteilung an den Universitäten in zwei unabhängig voneinander arbeitende bibliothekarische Bereiche (Universitätsbibliothek und Vielzahl der Seminar- und Institutsbibliotheken) treten: Alle bibliothekarischen Einrichtungen sind in Regensburg koordiniert und verwaltungsmäßig in der Universitätsbibliothek integriert.“¹⁵⁰

Damit waren auch an der ersten bayerischen Nachkriegsgründung wenigstens zwei zentrale Reformforderungen verwirklicht worden, die beide – wie oben eingehend dargelegt werden konnten – das Ergebnis einer langjährigen Auseinandersetzung mit dem strukturellen Aufbau amerikanischer Universitäten und Hochschulbibliotheken bildeten.¹⁵¹

Auch hinsichtlich der Gesamtplanung der Universität Regensburg zeichnete sich eine Anlehnung an das nach amerikanischen Vorbildern zunächst für Bremen theoretisch entwickelte und in modifizierter Form in Bochum erstmals praktisch angewandte Campus-Modell Hans Werner Rothes ab, allerdings in einer konzep-

¹⁴⁷ Mit der Uni geht es voran. Gründungsrektor Freiherr von Pölnitz besucht seine neue Wirkungsstätte, in: Münchner Merkur vom 13. 8. 1964.

¹⁴⁸ Höller/Höller: Vom langegehegten Wunsch zum Ziel. Gründung, Struktur und Außenwirkung der Universität, S. 540.

¹⁴⁹ Vgl. Neuhaus: Dokumente zur Gründung neuer Hochschulen 1960–1966, S. 708–726, besonders S. 718f. Siehe in diesem Zusammenhang auch Hansjochem Autrum: Zur Planung der Universität Regensburg, in: Konstanzer Blätter für Hochschulfragen 11 (1966), S. 67–69. Heute bestehen an der Universität insgesamt 12 Fakultäten ohne Fachbereichsgliederung, vgl. hierzu Höller/Höller: Vom langegehegten Wunsch zum Ziel. Gründung, Struktur und Außenwirkung der Universität, S. 547f.

¹⁵⁰ BayHStA, MK 72698, Nachrichten des Bayerischen Staatsministeriums für Unterricht und Kultus vom 10. 11. 1967, S. 1f., hier S. 2 (Zitat).

¹⁵¹ Vgl. hierzu Kapitel VII.2. und VIII.

tionell wie architektonisch durchaus eigenständigen Form.¹⁵² Bereits im März 1963 hatte in Regensburg ein sogenanntes Universitätsgespräch stattgefunden, in dem neben Vertretern aus den USA, England, Frankreich und der Schweiz, die jeweils über die Neugründungspläne und -entwicklungen in ihren Heimatländern informierten, auch Wenke und Rothe ihre Neugründungsvorstellungen erläuterten hatten.¹⁵³ Dabei war von Rothe nochmals auf die Bedeutung des von ihm für Bremen paradigmatisch entwickelten Campus-Konzepts hingewiesen worden.¹⁵⁴ Dies zeitigte Wirkung, wie die weitere Regensburger Planungs- und Baugeschichte zeigt. Ähnlich wie an der Ruhr-Universität Bochum sollte auch in Regensburg ein Forum, umringt von der Universitätsbibliothek, dem Audimax, der Mensa, einem Studententheater und dem Rektoratsgebäude, das eigentliche Universitätszentrum, an das sich die einzelnen Fakultäten bzw. Fachbereiche in nördlicher und südlicher Richtung anschließen, geschaffen werden.¹⁵⁵ Im Gegensatz zu Bochum war jedoch keine homogene, von einem federführenden Architekturbüro entworfene Gesamtplanung aus einem Guß vorgesehen, sondern die organische Gruppierung der in ihrer jeweiligen architektonischen Gestalt (und Qualität) durchaus verschiedenartigen Gebäudekomplexe um den Forumsplatz.¹⁵⁶ Damit weist der Regensburger Campus zwar kein vergleichbar einheitliches Gesamtbild wie Bochum (oder Bielefeld) auf, eine derartige Vorgehensweise bot aber weitaus flexiblere Wachstumsmöglichkeiten.¹⁵⁷ Die grundlegenden Gemeinsamkeiten und Un-

¹⁵² Vgl. Paulus: „Zwischen konzentrierter Stille und Weltoffenheit, S. 46–51.

¹⁵³ Vgl. die einzelnen Diskussionsbeiträge in BayHStA, MK 72685, Universitätsgespräch in Regensburg am 23. und 24. 3. 1963.

¹⁵⁴ Hans Werner Rothe: Die Situation des Universitätsplanes in Bremen, in: ebd., S. 18f.

¹⁵⁵ Vgl. hierzu BayHStA, MK 72701, Niederschrift über die 78. Sitzung des Bayerischen Landesbaukunstausschusses vom 17. 12. 1964, S. 7; Das Raumprogramm für das Forum der Universität Regensburg, in: DUZ/HD 2 (1969), S. 14; Universitätsbauamt Regensburg: Geplant, gebaut; Höller/Höller: Vom langgehegten Wunsch zum Ziel. Gründung, Struktur und Außenwirkung der Universität, S. 541f.; Muthesius: The Postwar University, S. 233, Abb. 4.14 (Gesamtplan der Universität Regensburg) und Abb. 4.15 (Blick auf das Forum der Universität Regensburg). Daß das Regensburger Forum, ähnlich wie die Zentren amerikanischer Campus-Universitäten, auch außerhalb des regulären Universitätsbetriebs mit Leben erfüllt werden sollte, geht aus einem Sitzungsprotokoll der Baukommission vom 28. 11. 1968 hervor. Siehe hierzu BayHStA, MK 72702, Ergebnisniederschrift über die 18. Sitzung der Baukommission der Universität Regensburg vom 25. 10. 1968, S. 4f.: „Nach den Ausführungen [...] soll versucht werden, das Forum als eine bis in die Abendstunden belebte Zone zu gestalten. Dazu sollen die Einrichtung eines Filmvorführungsraumes, eines Cafés und mehrerer Geschäfte beitragen. [...] Der Kanzler macht darauf aufmerksam, daß die Geschäfte voraussichtlich nicht nur von Universitätsangehörigen, sondern auch von den Bewohnern der benachbarten Viertel aufgesucht würden und im übrigen bei sämtlichen Universitätsneugründungen die Einrichtung von Läden vorgesehen würde.“

¹⁵⁶ Siehe den Plan der Universität Regensburg bei Muthesius: The Postwar University, S. 233, Abb. 4.14.

¹⁵⁷ Zur baulichen Ausgestaltung der Regensburger Universität vgl. grundlegend Mathias Listl: Die architektonische Gestaltung der Universität Regensburg im Überblick, in: Universität Regensburg: Ein Campus für Regensburg, S. 55–66; Hans-Christoph Dittscheid: Treppen und Brücken zur Intelligenz. Die Regensburger Universitätsgebäude zwischen Tradition und Avantgarde, in: ebd., S. 67–98.

terschiede der beiden Planungskonzepte hat Stefan Muthesius in seinem Standardwerk wie folgt zusammengefaßt:

„Like Bochum, Regensburg prided itself on a seamless cooperation between academic matters, planning and design. The basic formal concept of the plan was similar, too: around a communication center, with ample parking underneath, the four wings of the major subject areas are spread out, within a ten minutes walking distance from end to end, i.e. about half the size of Bochum overall. But the Regensburg concept had something new, something that had begun to develop during 1962–65, something that Bochum had just missed, or chosen to ignore, a much greater degree of overall flexibility.“¹⁵⁸

Auch das von Rothe mit Blick auf die Gestaltung amerikanischer Campusanlagen angemahnte und in Bochum von Beginn an in die Gesamtplanung einkalkulierte Zusammenspiel von Landschaft, Topographie und Architektur wurde in Regensburg berücksichtigt. Hier war es vor allem die gezielt in die Forumsplanung einbezogene Blickachse zur lediglich 1,5 km entfernten Altstadt und den dort markant aus dem mittelalterlichen Häusermeer emporragenden Doppeltürmen des gotischen Domes, die eine enge Verbindung zwischen Universität und Kommune herstellt.¹⁵⁹ „Finally“, so Muthesius hierzu,

„the utmost care was spent in the designs of central spaces. As at Bochum, the gently sloping site is used to create a pedestrian space above a parking undercroft. The main access is from below, leading upwards via somewhat ceremonial sets of open stairs to the campus centre, which is bordered by the usual main buildings. The contrast with Bochum could not be more striking. There we found an overpoweringly vast plaza surface, symmetrical, lined with monolithic buildings within a wide, panoramic landscape: here the impression is one intimacy, buildings are asymmetrical, interlinked, gently changing their height, framing views into the surrounding green areas.“¹⁶⁰

Noch deutlicher zeigt sich die Anlehnung an das Vorbild amerikanischer Campus-Universitäten im Fall der baden-württembergischen Neugründung Konstanz. Die Initiative zur Errichtung einer Universität am Südufer des Bodensees ging auf eine Initiative des damaligen baden-württembergischen Ministerpräsidenten Kurt Georg Kiesinger aus dem Jahre 1959 zurück.¹⁶¹ Noch vor dem Erscheinen der *Emp-*

¹⁵⁸ Muthesius: *The Postwar University*, S.232.

¹⁵⁹ Zur Gestaltung des Universitätsgeländes vgl. Andreas Bresinsky: *Führer durch den Botanischen Garten und die Außenanlagen der Universität Regensburg*, Regensburg 1990; *Rund um die Kugel. Ein Wegweiser zu den Kunstwerken an der Universität Regensburg*, hg. von der Gruppe „Attraktion“, Regensburg 1992; Höller/Höller: *Vom langgehegten Wunsch zum Ziel. Gründung, Struktur und Außenwirkung der Universität*, S.565–569. Zur Beziehung Stadt und Universität vgl. Wolfgang Schöller: *Universität und Altstadt – Ein Rückblick*, in: *Universität Regensburg: Ein Campus für Regensburg*, S.25–36.

¹⁶⁰ Muthesius: *The Postwar University*, S.232f.

¹⁶¹ Zur Gründungsgeschichte der Universität Konstanz vgl. Verlauf und Wortlaut der Debatte, in: *Konstanzer Blätter für Hochschulfragen* 1 (1963), S.7–26; Konstanz – ein Modell der Hochschul- und Studienreform, in: *DUZ* 9 (1966), S.29f.; Zur Universität Konstanz. Stellungnahme des Kultusministeriums, in: *Konstanzer Blätter für Hochschulfragen* 11 (1966), S.14–55; Ralf Dahrendorf: *Über die Universität Konstanz*, in: *Konstanzer Blätter für Hochschulfragen* 13 (1966), S.5–14; Hans Aebli: *Die Reformuniversität Konstanz*, in: *Konstanzer Blätter für Hochschulfragen* 14 (1967), S.18–31; Gerhard Hess und die Entwicklung der Universität Konstanz. Eine Festgabe zum 13.4.1967, Konstanz 1967; *Neue Hochschulen in Deutschland*, in: *Konstanzer Blätter für Hochschulfragen* 22

fehlungen des Wissenschaftsrates zum Ausbau der wissenschaftlichen Einrichtungen hatte Kiesinger die Ansicht vertreten, daß allein eine komplette Neugründung in der Lage sei, die seit Kriegsende immer wieder diskutierten Reformideen endlich erfolgreich in die Praxis umzusetzen.¹⁶² Wie ihre bayerischen Kollegen kurze Zeit später im Fall Regensburgs¹⁶³ zeigten sich auch die baden-württembergischen Universitätsrektoren vom Vorstoß Kiesingers wenig begeistert und forderten statt dessen den weiteren Ausbau der bestehenden Hochschulen. Vor allem der geplante Standort in Konstanz stieß wegen seiner peripheren Lage auf Unverständnis.¹⁶⁴

Trotz dieser anfänglichen Vorbehalte und Widerstände konnte dem Landtag am 16. April 1963 eine *Denkschrift der Regierung über die Errichtung von wissenschaftlichen Hochschulen in Baden-Württemberg* vorgelegt werden.¹⁶⁵ Deutlich spiegelt diese in Kernpunkten den Einfluß der bereits im Januar 1961 von Kiesinger angeforderten Bremer Denkschrift wider. Ganz in deren Sinne hieß es beispielsweise zur zentralen Rolle künftiger Hochschulbibliotheken: „Die Universitätsbibliothek sollte Mittelpunkt der neuen Hochschule werden.“¹⁶⁶ Auch die Ausführungen zum Verhältnis von Lehrenden und Lernenden verweisen auf das Bremer-Konzept. So sollte es das mit einer Neugründung verbundene Ziel sein, die bestehende Studiengemeinschaft in eine „Art Lebensgemeinschaft“ umzuwandeln, wobei der architektonischen Gesamtkonzeption eine wichtige Schlüssel-funktion zufalle: „Eine solche [Lebensgemeinschaft, S. P.] könnte sich im Laufe der Zeit herausbilden, wenn die räumliche und architektonische Gestalt der neuen Universität nicht nur für das wissenschaftliche Arbeiten, sondern auch für das Wohnen Gelegenheit geben würde.“¹⁶⁷ Das diesem Ansatz zugrunde liegende Vorbild war eindeutig: „Englische, insbesondere amerikanische Universitäten haben aus der dort häufigen Anordnung der Universität in der Art eines eigenen, reizvoll und locker gebauten Gemeinwesens höchst bemerkenswerte Wirkungen pädagogischer Art gewonnen.“¹⁶⁸ In gewisser Weise stellvertretend für die Campus-Konzeptionen aller damals in Planung oder schon im Bau befindlichen Neugründungen betonte die baden-württembergische Denkschrift die Chancen, aber auch Grenzen einer Anlehnung an das amerikanische Campus-Modell:

(1969), S. 18f.; Gerhard Hess: Die Gründung der Universität Konstanz. Wissenschafts- und hochschulpolitische Voraussetzungen einer Reformhochschule, in: Konstanzer Blätter für Hochschulfragen 50/51 (1976), S. 7–13; Ralf Dahrendorf: Konstanz, der „süße Anachronismus“. Eine persönliche Notiz zum 10. Geburtstag der Universität Konstanz, in: ebd., S. 14–35; Klaus Oettinger/Helmut Weidhase (Hg.): Eine feste Burg der Wissenschaft. Neue Universität in einer alten Stadt. Konstanz am Bodensee, Konstanz 1985.

¹⁶² Vgl. die entsprechenden Ausführungen in Kapitel IX.1.

¹⁶³ Vgl. BayHStA, MK 68586, Schreiben des Rektors der Julius-Maximilians-Universität Würzburg (als federführender der bayerischen Rektoren) an den Bayerischen Staatsminister für Unterricht und Kultus vom 18. 10. 1961.

¹⁶⁴ Vgl. Gegen eine Konstanzer Universität. Stellungnahme der baden-württembergischen Rektorenkonferenz, in: Mannheimer Morgen vom 5. 11. 1959.

¹⁶⁵ Denkschrift der Regierung über die Errichtung von wissenschaftlichen Hochschulen in Baden-Württemberg, Einleitung und Teil I, in: Konstanzer Blätter für Hochschulfragen 2 (1963), S. 9–21.

¹⁶⁶ Ebd., S. 16.

¹⁶⁷ Ebd., S. 20.

¹⁶⁸ Ebd.

„Es wäre sicherlich falsch, die amerikanische Campus-Universität und das System der colleges zum verbindlichen Leitbild zu nehmen – ganz abgesehen davon, daß die Variationen dieses Typs im anglo-amerikanischen Bereich zahlreich sind und weit auseinandergehen. Da aber [...] eine Neugründung höchstwahrscheinlich ganz von selbst den Zwang von Neubauten sowohl für Professoren als auch für Studenten mit sich bringen dürfte, sollte man der räumlich-architektonischen Planung die Möglichkeit eines neuen akademischen Lebensstils zugrunde legen.“¹⁶⁹

Auf Basis dieses Regierungsmemorandums beschloß der Stuttgarter Landtag am 27. Februar 1964 die Gründung einer Universität in Konstanz. Kurze Zeit später wurde zur Ausarbeitung eines Strukturplans für die neue Universität von der Landesregierung ein Gründungsausschuß berufen, der erstmals am 21. März 1964 zusammentrat.¹⁷⁰ Blickt man auf die Zusammensetzung dieses Gremiums, dann werden auch die engen personellen Verflechtungen im Rahmen der damaligen Neugründungsprojekte erkennbar. Neben ausgewiesenen reformorientierten Persönlichkeiten wie dem Tübinger Soziologen Ralf Dahrendorf und dem Erlanger Politikwissenschaftler Waldemar Besson waren auch der künftige Vorsitzende des Strukturbeirates für die Universität Regensburg (ab 1965), der Münchner Zoologe Hansjochem Autrum, sowie der damalige Präsident des Wissenschaftsrates, der Tübinger Jurist Ludwig Raiser, Mitglieder des unter dem Vorsitz des späteren ersten Rektors der Universität Konstanz, des Romanisten Gerhard Hess, beratenden Ausschusses. Als ständige Gäste fungierten ferner die Vorsitzenden der Gründungsausschüsse für Bochum und Ulm, Hans Wenke und Ludwig Heilmeyer, sowie der damalige Vorsitzende der baden-württembergischen Rektorenkonferenz, der Tübinger Politikwissenschaftler Theodor Eschenburg.¹⁷¹

Der im Juni 1965 schließlich vorgelegte Bericht des Gründungsausschusses stellt ein eindrucksvolles Dokument damaliger Reformbestrebungen dar, stand hier doch nicht die Errichtung einer Volluniversität mit Entlastungsfunktion und einem mehr oder weniger stark ausgeprägten Reformanspruch – vergleichbar mit den Neugründungen in Bochum und Regensburg – im Vordergrund, sondern die Gründung einer ursprünglich auf maximal 3000 Studenten und rund 100 Lehrstühle begrenzten dezidierten „Forschungs-Universität“ mit reduziertem Fächerspektrum.¹⁷² Dieses Ziel, in Konstanz eine „Universität neuen Gepräges“ zu errichten, beruhte nach Ansicht des Gründungsausschusses auf der schlichten Erkenntnis, daß die deutsche Universität in ihrer bestehenden Form dem von Wilhelm von Humboldt mit der Gründung der Berliner Universität 1810 konzipierten Gedanken von der Einheit von Forschung und Lehre nicht mehr gerecht werde. Bereits seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert, also mit der Verlagerung speziell der ingenieur- und naturwissenschaftlichen Forschung in die neu entstan-

¹⁶⁹ Ebd.

¹⁷⁰ Vgl. Die Universität Konstanz. Bericht des Gründungsausschusses, vorgelegt im Juni 1965, in: Neuhaus: Dokumente zur Gründung neuer Hochschulen 1960–1966, S. 570f.; Oettinger/Weidhase: Eine feste Burg der Wissenschaft, S. 8–24.

¹⁷¹ Vgl. die Namensliste der festen Mitglieder und ständigen Gäste des Konstanzer Gründungsausschusses ebd., S. 571f.

¹⁷² Zum „Sondercharakter der Forschungshochschule“ Konstanz vgl. auch Dahrendorf: Konstanz, „der süße Anachronismus“, S. 15f.; Aebli: Die Reformuniversität Konstanz, S. 18–31; Oettinger/Weidhase: Eine feste Burg der Wissenschaft, S. 19–24.

denen Technischen Hochschulen, hätten sich die Universitäten in wachsendem Maße zu reinen Ausbildungsanstalten zurückentwickelt.¹⁷³ Durch die stetig ansteigenden Studentenzahlen sei dieser Trend zusätzlich verstärkt worden. Gleichzeitig jedoch habe, wie der Konstanzer Gründungsausschuß betonte, die weltweite Bedeutung von Forschung und Wissenschaft – nicht zuletzt ausgehend von den USA – rapide zugenommen:

„In einem Zeitalter, in dem die wissenschaftliche Erkenntnis ungewöhnlich rasch fortschreitet, mehr als früher und ständig zunehmend den politischen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Mächten zur Orientierung dient und sich unverzüglich in Anwendung und Produktion umsetzt, droht die Universität [...] von der Forschung immer mehr abgezogen zu werden. [...] So ist es für die Universität eine Existenzfrage geworden, ob sie Formen finden kann, in denen die Wissenschaft als Forschung wieder in ihr Zentrum rückt und in denen zugleich die Wandlungen in der Methodik und im Gefüge der Wissenschaft zum Ausdruck kommen.“¹⁷⁴

Um der eingeforderten Stärkung des Forschungsgedankens gerecht zu werden, beschränkte sich die Universität Konstanz auf lediglich drei, jeweils in Fachbereiche untergliederte Fakultäten. Die Theologische, Juristische und Medizinische Fakultät entfielen vollständig. Neben der Naturwissenschaftlichen und Philosophischen Fakultät, in die die Theologie mit integriert war¹⁷⁵, stellte besonders der Zuschnitt der Sozialwissenschaftlichen Fakultät ein Novum in der Bundesrepublik dar. In Anlehnung an ein in den USA und England breiter gefaßtes Verständnis von Sozialwissenschaften sollten unter dem Dach dieser Fakultät modellhaft nicht nur die Soziologie, sondern auch Fächer wie Psychologie, Statistik, Politologie, Geographie ebenso wie die Wirtschafts- und Rechtswissenschaften vereinigt werden.¹⁷⁶ So lautete die Definition des Gründungsausschusses: „Sozialwissenschaften im Sinne dieses Berichts sind vielmehr alle jene Disziplinen, die es vorwiegend mit den Wechselwirkungen von Mensch und Gesellschaft zu tun haben. In den Vereinigten Staaten bürgert sich für diese in zunehmendem Maße der Begriff ‚behavioral sciences‘ (‚Verhaltenswissenschaften‘) ein.“¹⁷⁷

Unterhalb und zwischen den Fakultäten sollten im Sinne des Departmentgedankens nach fachlichen Gesichtspunkten organisierte Fachbereiche (z.B. Geschichte, Soziologie, Biologie usw.) eng zusammenarbeiten, was – wie der Gründungsausschuß explizit betonte – entsprechende Folgen für die architektonische Gestalt der Hochschule haben mußte: „Unter Fachbereich ist der Zusammenschluß von gleichen und verwandten Disziplinen verstanden. Diese Verbindung hat in der räumlichen Ordnung der Universität ihr Äquivalent.“¹⁷⁸ Auch für die in kleinere Teilbibliotheken gegliederte Raumplanung der Universitätsbibliothek bedeutete dies eine unmittelbare architektonische Anbindung an die Fakultäten und

¹⁷³ Neuhaus: Dokumente zur Gründung neuer Hochschulen 1960–1966, S.573–577, Zitat S.575.

¹⁷⁴ Ebd., S.574f.

¹⁷⁵ Vgl. ebd., S.590.

¹⁷⁶ Zur Auseinandersetzung um das Für und Wider einer eigenständigen Juristischen Fakultät vgl. Dahrendorf: Konstanz, „der süße Anachronismus“, S.21f.

¹⁷⁷ Neuhaus: Dokumente zur Gründung neuer Hochschulen 1960–1966, S.581.

¹⁷⁸ Ebd., S.599.

ihre Fachbereiche.¹⁷⁹ Damit nahm der ausgearbeitete Strukturplan die architektonische Gesamtkonzeption der Universität Konstanz bereits vorweg. Das hierbei angestrebte Ziel war es, eine wissenschaftliche *und* räumliche Geschlossenheit herzustellen. Auf diesen Zusammenhang hatte schon das baden-württembergische Finanzministerium in einer im Mai 1962 vorgelegten Stellungnahme zu den Neugründungsplänen der Landesregierung aufmerksam gemacht: „Die Gesetzmäßigkeit im inneren Entwicklungsprozeß einer Universität läßt sich im äußeren plastischen Erscheinungsbild nicht verleugnen.“¹⁸⁰

Ein Wachstum der Konstanzer Hochschule wurde im Bericht des Gründungsausschusses noch ausgeschlossen. Im Unterschied zu anderen Neugründungen sollte die (durchaus elitäre) Festlegung auf 3 000 Studenten auch in Zukunft beibehalten werden:

„Vorbereitung für wissenschaftliche Arbeit, wie sie hier verstanden wird, ist in allen Fakultäten die Bereitstellung der Zahl der Studenten entsprechender Arbeitsplätze. Hieraus ergeben sich auch Konsequenzen für die bauliche Gestaltung. Beliebige Erweiterungen verbieten sich, denn jede eingreifende Veränderung an einer Stelle, etwa bei der Studentenzahl, hätte Umgestaltungen am Ganzen zur Folge.“¹⁸¹

Andererseits wurde gerade wegen der relativ niedrigen Studentenzahl dem Leben und Wohnen auf dem künftigen Universitätsgelände im Bericht des Gründungsausschusses besondere Aufmerksamkeit beigemessen. Eine wichtige Rolle spielte hierbei der schon von Rothe in die Neugründungsdiskussion eingeführte Aspekt des „Gemeinschaftsgeistes“: „Die Konzeption der Universität läßt erwarten, daß sich hier die Studenten leichter als in überfüllten Hochschulen als Glieder einer geistigen Gemeinschaft verstehen werden.“¹⁸² In evidenter Anlehnung an angelsächsische Campus-Universitäten verwies der Gründungsausschuß daher auch auf die immense Bedeutung außerwissenschaftlicher Aktivitäten, denen im Rahmen der Gesamtplanung entsprochen werden müsse:

„Die Anlage der Universität Konstanz wird es räumlich und organisatorisch ermöglichen, die wissenschaftliche Arbeit der Studenten in den Gebäuden, die der Lehre und Forschung dienen, zu konzentrieren. Die Universität muß aber auch die Voraussetzungen schaffen, daß die Studenten für Betätigungen Gelegenheit finden, die nicht primär durch Wissenschaft geprägt sind, aber ebenfalls zur Universität, wie sie in Konstanz verstanden ist, in enger Beziehung stehen. Diesem Zwecke können Einrichtungen dienen, wie das zentrale Studentenhaus, in dem sich auch Mensa, Klubräume, Studentenbücherei etc. befinden und das im Kerngebiet der Universität liegt, Wohnheime mit Gemeinschaftsräumen und Klubhaus, Sportanlagen (insbesondere zur Pflege des Wassersports) und Räumlichkeiten für musische

¹⁷⁹ Zur Konstanzer Bibliothekskonzeption vgl. ferner Oettinger/Weidhase: Eine feste Burg der Wissenschaft, S. 67–75.

¹⁸⁰ HStAS, EA 1/923, Aktenband 4106, Bd. I, Dokument 44/45, Stellungnahme des Finanzministeriums zum Bericht des Kultusministeriums über die Errichtung neuer wissenschaftlicher Hochschulen in Baden-Württemberg vom 28.5.1962, S.39. Vgl. hierzu auch: Zur Universität Konstanz. Stellungnahme des Kultusministeriums vom 28.1.1966, S.15: „Der äußere Aufbau muß im Zusammenhang stehen mit einer inneren Reform.“

¹⁸¹ Neuhaus: Dokumente zur Gründung neuer Hochschulen 1960–1966, S.615. Vgl. Zur Universität Konstanz. Stellungnahme des Kultusministeriums vom 28.1.1966, S.41f.

¹⁸² Neuhaus: Dokumente zur Gründung neuer Hochschulen 1960–1966, S.617; Oettinger/Weidhase: Eine feste Burg der Wissenschaft, S.38.

Betätigung. [...]. Es ist zu wünschen, daß sich auch viele Angehörige des Lehrkörpers an diesen Veranstaltungen beteiligen.“¹⁸³

In diesem Kontext war vorgesehen, etwa ein Drittel der Studenten (ca. 1000) in Wohnheimen auf dem Universitätsgelände unterzubringen, in dessen unmittelbarer Nachbarschaft auch Wohnungen für Professoren und Dozenten errichtet werden sollten – ein weiterer Hinweis für den nicht zu unterschätzenden Einfluß der Rothe-Denkschrift auf die Konzeption der Universität Konstanz.¹⁸⁴

Zeitgemäße Amerikanisierungsspuren finden sich im Bericht des Konstanzer Gründungsausschusses, abgesehen von der bereits erläuterten Fachbereichsgliederung und dem Campus-Gedanken, auch hinsichtlich der für die Neugründung vorgesehenen Verwaltungsspitze. Obgleich die Bezeichnung „Rektor“ formal beibehalten wurde, wies der angedachte Zuschnitt des Konstanzer Rektorenamtes deutlich präsidiale Züge auf.¹⁸⁵ Es war das erklärte Ziel, der neuen Universität eine ebenso starke wie kontinuierliche Leitungsinstanz zu geben:

„Er [der Gründungsausschuß, S. P.] hat deshalb das Amt des Rektors gegenüber seiner bisherigen Gestalt stark verändert und seine Aufgaben und Zuständigkeiten entscheidend erweitert. [...] Er [der Rektor, S. P.] leitet die Verwaltung, in der alle der Universität vom Staat übertragenen und die aus der Selbstverwaltung erwachsenen Aufgaben einheitlich zusammengefaßt sind.“¹⁸⁶

In Anlehnung an das Amt amerikanischer Hochschulpräsidenten sollte dem Prinzip der Kontinuität durch die Ernennung des Rektors auf „unbestimmte Zeit (bis zur Erreichung der Altersgrenze)“ Rechnung getragen werden.¹⁸⁷ Obgleich für das Rektorenamt zumindest in den Anfangsjahren durchaus noch ein Mitglied des Lehrkörpers vorgesehen war, wurde die Zugehörigkeit zur Hochschullehrerschaft für die Zukunft explizit nicht mehr als Voraussetzung für das Rektorenamt angesehen: „Für eine spätere Zeit schließt der Gründungsausschuß die Möglichkeit nicht aus, daß zum Rektor auch berufen werden kann, wer, ohne Hochschullehrer zu sein, sich durch eine leitende Tätigkeit in Wirtschaft, Politik oder Verwaltung und durch ein enges persönliches Verhältnis zum wissenschaftlichen Leben ausgezeichnet hat.“¹⁸⁸ Auch diese Vorstellung entsprach der an amerikanischen Universitäten verbreiteten Gepflogenheit, das Amt des Hochschulpräsidenten mit einer Persönlichkeit aus dem außeruniversitären Leben zu besetzen.¹⁸⁹

Der eigentliche Planungsweg für den Konstanzer Campus begann im Herbst 1964 mit der Bildung einer fünfköpfigen Universitätsbauleitung.¹⁹⁰ Zunächst ging

¹⁸³ Neuhaus: Dokumente zur Gründung neuer Hochschulen 1960–1966, S. 617f.

¹⁸⁴ Vgl. ebd., S. 618; Zur Universität Konstanz. Stellungnahme des Kultusministeriums vom 28.1.1966, S. 44–46; sowie zum studentischen Leben Oettinger/Weidhase: Eine feste Burg der Wissenschaft, S. 90–101.

¹⁸⁵ Vgl. Oettinger/Weidhase: Eine feste Burg der Wissenschaft, S. 60–66.

¹⁸⁶ Neuhaus: Dokumente zur Gründung neuer Hochschulen 1960–1966, S. 619.

¹⁸⁷ Ebd.

¹⁸⁸ Ebd., S. 619f. Zur Frage des genauen Zuschnitts des Konstanzer Rektorenamtes vgl. auch Zur Universität Konstanz. Stellungnahme des Kultusministeriums vom 28.1.1966, S. 47.

¹⁸⁹ Vgl. Kapitel VII.1.

¹⁹⁰ Zu verschiedenen Aspekten der Planungs- und Baugeschichte der Universität Konstanz vgl. u. a. Horst Linde: Zur Planung der Universität Konstanz, in: Konstanzer Blätter für Hochschulfragen 11 (1966), S. 11–13; Wenzel Ritter von Mann: Die städtebauliche Ein-

es darum, die künftige Hochschule in den Stadt- und Landschaftsraum entsprechend einzuordnen. Der schließlich ausgewählte und äußerst exponierte Standort auf einem drei Kilometer vom Stadtkern entfernten und gegenüber der Insel Mainau leicht zum Bodensee hin abfallenden Höhenrücken, dem „Gießberg“, verdeutlicht erneut, welch entscheidende Rolle gerade bei den frühen Neugründungen dem direkten Bezug zur umgebenden Landschaft und Stadt im Sinne des amerikanischen Campus Planning beigemessen wurde. „Diese hervorragende Lage“, so hat es der damalige Leiter des Konstanzer Universitätsbauamtes, Wenzel Ritter von Mann, rückblickend formuliert, „ermöglicht ausgeprägte Bezüge zu den reichen Stadt und Bodenseelandschaft.“¹⁹¹ Doch scheint für die Wahl des Standorts neben der reizvollen Lage noch ein weiteres Motiv mitausschlaggebend gewesen zu sein, sollte doch in Konstanz gerade keine Entlastungs-, sondern eine Reformuniversität mit verstärktem Forschungsschwerpunkt entstehen. In einem Artikel unter dem Titel *Die Universität in der Landschaft* schrieb hierzu Theodor Diez, der von 1971 bis 1972 für die Universität Konstanz zuständige Landesbeauftragte, in den „Konstanzer Blättern für Hochschulfragen“: „Die durch den See geschaffene Isolierung erweist sich als Vorteil für eine Reformuniversität. Sie ist nicht so sehr dem Druck der Studienbewerber aus der unmittelbaren Umgebung ausgesetzt wie andere Universitäten.“¹⁹² Mit anderen Worten: die vermeintlich periphere, wenn auch landschaftlich attraktive Lage entsprach dem mit der Konstanzer Neugründung bewußt intendierten elitären Anspruch.¹⁹³

Zum Sommersemester 1966 nahm die Universität Konstanz ihre Arbeit zunächst im „Insel-Hotel“, einem umgebauten ehemaligen Dominikanerkloster, provisorisch auf.¹⁹⁴ Nach der offiziellen Grundsteinlegung am 21. Juni 1966 folgte ab Wintersemester 1967/68 die vorläufige Unterbringung in einem ersten Allzweckneubau am Rande des Universitätsgeländes, der sogenannten Vorstufe Sonnenbühl. Im Laufe des Jahres 1967 begann schließlich die Gesamtplanung für den eigentlichen Campus auf dem Gießberg.¹⁹⁵ Als Grundlage diente dem Universitätsbauamt der Bericht des Gründungsausschusses von 1965, dessen Strukturempfehlungen tatsächlich auch die architektonische Gestalt der künftigen Universität

gliederung der Universität Konstanz, in: Konstanzer Blätter für Hochschulfragen 14 (1967), S. 15f.; Franz Georg Maier: Bauplanung einer neuen Universität, in: Konstanzer Blätter für Hochschulfragen 29 (1970), S. 9–11; Wenzel Ritter von Mann: Planungsbericht 1970 des Universitätsbauamtes, in: ebd., S. 12–64; Theopont Diez: Die Universität in der Landschaft, in: Konstanzer Blätter für Hochschulfragen 50/51 (1976), S. 25–28; Ulrich Leitner: Stadt und Universität, in: ebd., S. 29–35; Wenzel Ritter von Mann: Universität Konstanz, in: Festschrift für Horst Linde, Tübingen 1977, S. 135–150; Oettinger/Weidhase: Eine feste Burg der Wissenschaft, S. 40–49; Muthesius: The Postwar University, S. 234–242.

¹⁹¹ Mann: Universität Konstanz, S. 137.

¹⁹² Diez: Die Universität in der Landschaft, S. 25.

¹⁹³ Zum Aspekt Universität und Region vgl. Oettinger/Weidhase: Eine feste Burg der Wissenschaft, S. 102f.

¹⁹⁴ Zu den Eröffnungsfeierlichkeiten vgl. Konstanz – ein Modell der Hochschul- und Studienreform, S. 29.

¹⁹⁵ Zur Bau- und Entwicklungsgeschichte vgl. Oettinger/Weidhase: Eine feste Burg der Wissenschaft, S. 40–50.

beeinflusst hatten.¹⁹⁶ „Ziel aller Bemühungen bei der Gründung der neuen Universität“, so Ritter von Mann über den Zusammenhang von Binnenstruktur und Architektur,

„ist die Steigerung der Effizienz von Forschung und Lehre. [...]. An Stelle der überlebten Institutsstruktur der bestehenden Hochschulen tritt die Gliederung in Fachbereiche. Die Ordnung nach Fachbereichen, verbunden mit zentralen Einrichtungen, bietet die Voraussetzung für die angestrebte Koordination und Kooperation. Als bauseitige Konsequenz ergibt sich daraus die Verflechtung der Baugruppen für Fachbereiche sowohl miteinander als auch mit den zentralen Einrichtungen. [...]. Aus den Vorstellungen des Gründungsausschusses entstand das Bild vom ‚großen Haus der Wissenschaften‘ mit kurzen Wegen und größtmöglicher Variabilität.“¹⁹⁷

Die Zusammenlegung aller Universitätseinrichtungen auf dem Campus stellte jedoch nicht nur aus sozialer, wissenschaftsorganisatorischer und architektonischer Sicht eine neue Herausforderung dar. Auch aus wirtschaftlichen Gründen schien eine Zentralisierung wegen der zu erwartenden Synergieeffekte erstrebenswert. Eine in diesem Zusammenhang höchst aufschlußreiche Stellungnahme des baden-württembergischen Finanzministeriums vom 1. Februar 1966 belegt, daß die für Konstanz und Ulm geplante enge räumliche Zuordnung von Fakultäten, Fachbereichen, Laboratorien und Universitätsbibliothek mit dem Hinweis auf ausländische, d. h. insbesondere amerikanische Verhältnisse explizit begrüßt wurde:

„Das Konstanzer und Ulmer Konzept strebt eine Zentralisierung im weitestgehenden Rahmen an. Daraus entsteht auch eine optimale Ausnutzung der gerade in den naturwissenschaftlichen und medizinischen Bereichen sehr kostspieligen Geräte und Maschinen. [...]. Es ergibt sich also aus dieser Sicht der erhebliche Vorteil einer konzentrierten und kompakten Anlage, wie sie in den Konzeptionen für Konstanz und Ulm enthalten sind. Mit Recht haben deswegen die Gründungsausschüsse die Forderung des ‚Baues unter einem Dach‘ erhoben. Ausländische Beispiele sowohl aus dem amerikanischen wie aber auch aus dem europäischen Bereich [hier vor allem aus England, S. P.] bestätigen die Richtigkeit dieser Zielsetzung der Konzentration, der engsten inneren Verflechtung, der Verkürzung der Arbeitswege für das Personal und der Zusammenlegung von gemeinsamen Räumen.“¹⁹⁸

Tatsächlich rückte der Gesamtplan für die Universität Konstanz noch deutlicher als in Bochum oder Regensburg diesen Zentralisierungsaspekt in den Vordergrund. Die äußerst kompakte Anlage weist eine derart eng miteinander verwobene und gleichwohl abwechslungsreiche Bebauung auf, daß die Konstanzer Hochschule sogar als „one-building institution“ bezeichnet werden kann.¹⁹⁹ Durchaus gelungen passen sich die Gebäude der Kontur des zum nahe gelegenen Bodenseeufers leicht abfallenden Gießbergs an. Dem von Rothe für Bremen entworfenen

¹⁹⁶ Mann: Universität Konstanz, S. 136f.

¹⁹⁷ Ders.: Planungsbericht 1970 des Universitätsbauamtes, S. 24. Vgl. hierzu auch Linde: Zur Planung der Universität Konstanz, S. 12; Mann: Zur städtebaulichen Eingliederung der Universität Konstanz, S. 15.

¹⁹⁸ HStAS, EA 1/923, Aktenbund 4106, Stellungnahme des Finanzministeriums Baden-Württemberg zur Frage der Errichtung neuer wissenschaftlicher Hochschulen in Baden-Württemberg vom 1.2.1966, S. 8.

¹⁹⁹ So Muthesius: The Postwar University, S. 236: „Konstanz, much more than Bochum or Regensburg, is a one-building institution. It is not a long-drawn out solution [...] but forms virtually one squarish block of 350 by 350 meters [...]. Konstanz occupies only 10 per cent of its lavish 220 hectares site.“

Ideal-Campus entsprechend und ähnlich den Lösungen in Bochum und Regensburg bildet ein forumartiger Platz das Zentrum der Gesamtanlage, um den sich die integrierte Gesamtbibliothek²⁰⁰, das Hörsaalgebäude mit Audimax, das Rektorat, die Mensa mit Cafeteria, das Rechenzentrum, diverse Werkstätten sowie die Ladenzone gruppieren.²⁰¹ In nördlicher Richtung schließt sich dem Zentralbereich die Naturwissenschaftliche Fakultät mit ihren Fachbereichen und Laboratorien an, im Süden die Philosophische und Sozialwissenschaftliche Fakultät.²⁰² Gleichwohl unterscheidet sich das Konstanzer Forum wegen seiner dichten Bebauungsstruktur, d. h. dem gewollt engen Zusammenrücken der verschiedenen Gebäudekomplexe, von den großzügig gestalteten Platzanlagen in Bochum und Regensburg. Das Grundprinzip aber, nämlich die als Organismus verstandene Universität mit einem pulsierenden „Kommunikationsherz“ nach dem Vorbild amerikanischer Campus-Universitäten auszustatten, blieb trotz aller Unterschiede in den Ausführungen gleich.²⁰³ Dies gilt auch für das Bemühen, die umgebende Landschaft in die Gesamtplanung miteinzubeziehen. Der eindrucksvolle Blick vom Universitätsforum auf den Bodensee und die benachbarte Insel Mainau, vergleichbar mit der Silhouette von Dom und Altstadt in Regensburg, lassen den Konstanzer Campus zweifellos als einen der gelungensten unter den westdeutschen Neugründungen der 1960er und 1970er Jahre erscheinen.²⁰⁴ „Returning [...] to the issue of institutional presence“, so die Einschätzung Muthesius’, „Konstanz must surely count as a high point in the development of an academic-institutional-architectural whole [...]“. ²⁰⁵

5. Zwischen Idee und Wirklichkeit: Die deutsche Campus-Universität

Die hier in der Reihenfolge der einsetzenden Baumaßnahmen vorgestellten Campus-Neugründungen in Bochum, Regensburg und Konstanz wurden nicht willkürlich ausgewählt. Alle drei Universitäten zählen zu den frühesten Neugründungen in der Bundesrepublik und nehmen daher sowohl im Hinblick auf ihren

²⁰⁰ Zur Konzeption der Konstanzer Universitätsbibliothek unter dem Einfluß angelsächsischer Vorbilder vgl. ebd., S. 240: „As explained by founding-librarian Joachim Stoltzenburg, it first of all adheres to the Anglo-Saxon manner of having all books concentrated in one place, rather than having most of them dispersed with the faculties or departments, in the traditional manner. And yet [...] Konstanz breaks with tradition of having an entirely separate, prominent-looking building. In addition, the Konstanz library is open-access, something that was only just being introduced in Germany.“

²⁰¹ Zur Gestaltung des Kernbereichs bzw. des Forums der Universität Konstanz vgl. Mann: Planungsbericht 1970 des Universitätsbauamtes, S. 53f. und S. 59. Vgl. in diesem Zusammenhang auch ders.: Universität Konstanz, S. 140–143; Oettinger/Weidhase: Eine feste Burg der Wissenschaft, S. 40–50.

²⁰² Mann: Planungsbericht 1970 des Universitätsbauamtes, S. 37–53.

²⁰³ Ebd., S. 56.

²⁰⁴ Zum Landschaftsbezug vgl. Diez: Die Universität in der Landschaft, S. 25–28; Mann: Zur städtebaulichen Eingliederung der Universität Konstanz, S. 15f.; ders.: Planungsbericht 1970 des Universitätsbauamtes, S. 59.

²⁰⁵ Muthesius: The Postwar University, S. 240.

strukturellen Aufbau als auch ihrer architektonischen Gestalt eine Pionierrolle ein. Allein zwischen 1965 und 1975 kam es zu insgesamt 26 Neu- bzw. Wiedergründungen. Anfang der 1980er Jahre hatte sich der universitäre Gesamtbestand in der Bundesrepublik sogar von 26 (bis 1964) auf 55 mehr als verdoppelt.²⁰⁶ Dabei handelte es sich in den meisten Fällen um „Campus-Hochschulen in modernster funktionaler Architektur.“²⁰⁷

Am Beispiel der Universitätsneugründungen in Bochum, Regensburg und Konstanz konnte gezeigt werden, wie das in Deutschland bis dato unbekannte Konzept einer Campus-Hochschule umgesetzt wurde. Amerikanische Einflüsse kamen in diesem Zusammenhang gleich auf zwei Ebenen zum Tragen: Einerseits boten Neugründungen in struktureller Hinsicht die Möglichkeit, seit 1945 diskutierte und in zentralen Punkten von amerikanischen Vorbildern beeinflusste Reformvorstellungen (z. B. Einführung der Präsidialverfassung und des Departmentsystems, Modernisierung des universitären Bibliothekswesens etc.) ohne Rücksichtnahme auf bestehende Traditionen und Strukturen zu verwirklichen. Allerdings schien hierfür auch ein neues architektonisches Verständnis für die zu errichtende Universität in ihrer Gesamtheit notwendig. Mit anderen Worten: Hochschulreformer und -planer waren sich dahingehend einig, daß neue Strukturen entsprechend neue architektonische Ausdrucksformen benötigten und umgekehrt. Damit ist auch die zweite amerikanische Einflüssebene angesprochen: Die angelsächsische Campus-Universität speziell amerikanischer Ausprägung fungierte als Vorbild für die Planung und Gestalt der westdeutschen Neugründungen. Seit den Schilderungen unzähliger akademischer Amerikafahrer und der in ihrer Wirkung kaum zu überschätzenden Bremer Denkschrift Hans Werner Rothes aus dem Jahre 1960 galt die amerikanische Campus-Universität als *das* adäquate Modell für eine Neugründung, unter deren Dach neue Formen des wissenschaftlichen und – nicht minder bedeutsam – auch des sozialen Miteinanders etabliert werden sollten. Ganz in diesem Sinne definierte ein im Oktober 1965 unter dem Titel *Das Hochschulwesen in der Bundesrepublik Deutschland. Probleme und Tendenzen* von der KMK und der WRK dem Ausschuß für Hochschulwesen und Forschung des Europarates vorgelegter Bericht das mit der Gründung neuer Hochschulen verbundene Hauptziel wie folgt:

„Die Pflege der Gemeinschaft zwischen Lehrenden und Lernenden in einer räumlich geschlossenen Universität. Diesem Modell einer Campus-Universität soll schon äußerlich die zentrale Gruppierung der Institute, des Auditorium Maximum, der Zentralbibliothek und der Kollegienhäuser der Studierenden entsprechen. [...]. An einen Wohnzwang [wie in den USA, S. P.] wird nicht gedacht. [...]. Ferner soll die Pflege musischer Interessen durch die Angliederung von Instituten der ausübenden Kunst gefördert werden. Die Planung der Bremer Universität [von Rothe, S. P.] ist durch dieses Modell einer Campus-Universität stark beeinflusst worden.“²⁰⁸

Doch all das stand 1965 noch in weiter Ferne. Keine der Neugründungen war zu diesem Zeitpunkt fertiggestellt. In Bochum hatten die Bauarbeiten an der giganti-

²⁰⁶ Vgl. die chronologische Liste der Neugründungen bei Müller: *Geschichte der Universität*, S. 106, sowie Ellwein: *Die deutsche Universität*, S. 329–331.

²⁰⁷ So Müller: *Geschichte der Universität*, S. 106.

²⁰⁸ *Das Hochschulwesen in der Bundesrepublik Deutschland*, S. 26.

schen Campus-Anlage erst begonnen, Regensburg und Konstanz sollten wenig später folgen. Niemand konnte bis dato also wissen, ob das Konzept einer Campus-Universität tatsächlich den ursprünglich intendierten Effekt haben würde. Tatsächlich vermitteln die meisten der mittlerweile patinierten Beton-Neugründungen der 1960er und 1970er Jahre dem heutigen Betrachter kaum noch einen Eindruck davon, welch neuartige Konzeption ihnen ursprünglich zugrunde lag.²⁰⁹ Nach fast einem halben Jahrhundert ist sich wohl kaum ein Student oder Hochschullehrer an einer deutschen Campus-Universität zwischen Kiel und Konstanz heute darüber bewußt, mit welch hohem ideellen Anspruch die damaligen Neugründungen verbunden waren.²¹⁰ Ein Blick in die damaligen Gründungsdenkschriften und die damit einhergehenden architektonischen Planungen zeigt, daß es speziell bei den frühen Campus-Universitäten darum ging, durch ein neuartiges Zusammenspiel von Architektur und Binnenstruktur eine amerikanischen Universitäten wenigstens ähnliche Arbeits- und Lebensatmosphäre zu schaffen.²¹¹

Doch entgegen all dieser Bemühungen, dies läßt sich aus heutiger Perspektive konstatieren, wurden die deutschen Campus-Universitäten ihren amerikanischen Vorbildern nicht gerecht. Zwar ist es den Neugründungen erfolgreich gelungen, auf struktureller und organisatorischer Ebene zu einer Modernisierung des bundesrepublikanischen Hochschulwesens beizutragen, aber die von akademischen USA-Reisenden bis heute immer wieder beschriebene typisch amerikanische Campus-Atmosphäre ließ sich im deutschen Kontext nur in begrenztem Maße verwirklichen. Insbesondere das bei Rothe bestimmende Motiv, mit Hilfe einer geschlossenen und gleichsam nach außen offenen Campus-Anlage eine neue Form von akademischer (Lebens-)Gemeinschaft zu kreieren, erwies sich trotz aller Bemühungen in der gewünschten Form als nicht umsetzbar. Verantwortlich hierfür waren unterschiedliche Mentalitäten und Traditionen. Während in den USA für einen nicht unerheblichen Teil der Studenten das Wohnen auf dem Universitätsgelände seit jeher eine Selbstverständlichkeit darstellt, verfügen deutsche Campus-Universitäten über kein wirklich vergleichbares Campus-Leben. Deutsche Studenten zieht es traditionsgemäß in die Stadtzentren und nicht in die als oftmals unattraktiv erachteten urbanen Randzonen. Dies kann auch als Folge eines mangelhaft ausgeprägten sozialen und kulturellen Angebots auf den deutschen Cam-

²⁰⁹ Vgl. hierzu auch die Einschätzung bei Weber: *Geschichte der europäischen Architektur*, S.194.

²¹⁰ Stellvertretend für diesen ideellen Anspruch vgl. aus der Perspektive des Jahres 1964 Nitschke: *Universität im Altertum, im Mittelalter und im industriellen Zeitalter*, S.11: „So mag ein Vergleich zwischen früheren und heutigen Universitäten uns zeigen, daß die Eigenart der Universität nicht nur dadurch geprägt ist, daß hier Menschen sitzen, denen es darauf ankommt, beobachtend, messend und definierend die Wirklichkeit in einer strengen Begriffssprache zu beschreiben, sondern daß diese Menschen auch getrieben sind von dem Wunsche, eine ihnen wesentlich erscheinende Sicht der Wirklichkeit nachzuzeichnen. Wer wissenschaftlich arbeitet, entscheidet sich auch für eine Sicht dieser Realität, die ihm bedeutungsvoll ist. Und von dieser Sicht wird die Form und auch die architektonische Form der Universitäten mitgeprägt.“

²¹¹ Vgl. Kapitel IX.2. und IX.3.

pus-Anlagen angesehen werden.²¹² Welche Lebensqualität bietet auch eine in der städtischen Peripherie angesiedelte Campus-Hochschule, an der abends mit Schließung der Bibliothek buchstäblich das Licht ausgedreht wird? Arnd Morkel, langjähriger Präsident der Campus-Universität Trier, hat die im Laufe der Zeit immer offenkundiger gewordene Diskrepanz zwischen der aus den USA beeinflussten Campus-Idee und der deutschen Campus-Wirklichkeit sehr eindringlich beschrieben:

„Mit die schönsten Campusanlagen finden sich in den USA. Besucher solcher Universitäten sind nicht selten fasziniert von dem Leben, das dort vielfach herrscht: ‚Man tritt durch ein Tor, erblickt Tausende von jungen Menschen mit Mappen und Bücherpaketen, geht durch einen Park, [...] spaziert durch Alleen [...], zwischen Tennisplätzen und Wiesen, auf denen junge Männer und Mädchen lagern, lesend oder auch flirtend, [...] hört Radiomusik aus tausend Wohnburg-Fenstern, dann den fröhlichen Lärm eines offenen Schwimmbades. Das ist der Campus.‘ [...] Solche verklärten Bilder schwebten anfänglich wohl auch den Campusbefürwortern bei uns vor. Ihre Erwartungen waren hochgespannt. Der Verfasser eines Memorandums aus dem Jahre 1960 zur Gründung der Universität Bremen [H. W. Rothe, S. P.] erhoffte sich von einem Campus eine ‚wahrhaft akademische Gemeinschaft‘, eine ‚Atmosphäre vertiefter geistiger Arbeit‘ und die Zusammenfassung aller Kräfte im Spannungsfeld zwischen ‚konzentrierter Stille und Weltoffenheit‘. Andere Autoren versprachen sich von einem ‚reizvoll und locker gebauten Gemeinwesen‘, in dem Studenten und Professoren zusammenarbeiten und zusammenwohnen sollten, bedeutende pädagogische Wirkungen: Die ‚Studiengemeinschaft‘ werde sich zu einer ‚Lebensgemeinschaft‘ von Lehrenden und Lernenden erweitern, ein ‚akademischer Lebensstil‘ werde sich herausbilden, und die ‚bildende Kraft der Universität‘ werde sich ungehindert entfalten können. Über die Universität Bochum war bei ihrer Eröffnung zu hören, als Campushochschule verkörpere sie eine ideale *Universitas magistrorum et scholarium*; dank ihrer städtebaulichen Isoliertheit habe sie die Chance, ein echte Bildungsuniversität zu werden, wohingegen eine Stadtuniversität ‚wegen ihrer Straßennähe‘ zur bloßen Ausbildungsstätte verurteilt sei. Unnötig auszuführen, daß diese Annahmen sämtlich unrealistisch waren. Von einer Erziehung zur ‚akademischen Gemeinschaft‘ wollen Studenten wie Professoren in Deutschland wenig wissen. Die Vorstellung, ein Teil der Hochschullehrer werde auf den Campus ziehen, um dort mit den Studenten nachbarlich zusammenzuleben, entbehrt jeder Grundlage; selbst tagsüber sind viele Dozenten nicht auf dem Campus anzutreffen, namentlich die Geisteswissenschaftler sind seit jeher gewohnt, zu Hause zu arbeiten: Wie soll da eine ‚Lebensgemeinschaft‘ von Lehrenden und Lernenden entstehen?“²¹³

Zweifelsohne hat auch das amerikanische Campus-Modell, d.h. das dort vorherrschende und oft gepriesene Arbeitsklima, zum weltweiten Erfolg des amerikanischen Universitäts- und Wissenschaftssystems beigetragen. Bemerkenswerterweise scheinen demgegenüber in Deutschland – glaubt man den unzähligen Rankings und Pressemeldungen – eben nicht die Neugründungen der sechziger und siebziger Jahre, sondern überwiegend ‚alte‘ Universitäten wie Berlin, München, Freiburg, Göttingen, Heidelberg oder Tübingen die entsprechenden Voraussetzungen

²¹² Zur Verschiedenartigkeit des Campus-Lebens an angelsächsischen, insbesondere amerikanischen, und deutschen Universitäten vgl. Morkel: Erinnerung an die Universität, S. 80f.

²¹³ Ebd., S. 75f. Zur kritischen Beurteilung der deutschen Campus-Universität vgl. ferner auch die von Morkel exemplarisch angeführten Artikel von Eberhard Schulz: Der gebaute Numerus clausus, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 19.4.1975; Christian Graf von Krockow: Brutstätten für Neurosen, in: Die Zeit vom 3.4.1981; Michael Stürmer: Die Suche nach einem Daseinszweck, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 16.6.1984.

zu besitzen, es mit amerikanischen Eliteeinrichtungen wie Berkeley, Harvard, Princeton, Yale oder Stanford bei entsprechender finanzieller Ausstattung in einer globalisierten Wissenschaftswelt wenigstens ansatzweise aufnehmen zu können.²¹⁴ Das ist ein merkwürdig anmutender Befund, vor allem wenn man berücksichtigt, daß gemäß den Erwartungen der 1960er Jahre doch gerade die Neugründungen dazu beitragen sollten, den Wissenschaftsstandort Deutschland international wieder konkurrenzfähig zu machen. Offensichtlich scheint es den meisten Campus-Neugründungen, einmal abgesehen von ehemaligen „Reform-Leuchttürmen“ wie Konstanz oder Bielefeld, kaum gelungen zu sein, eine vergleichbare wissenschaftliche Strahlkraft zu entwickeln wie die alten Traditionsuniversitäten, die ihrerseits vor 50 Jahren noch als reformunfähig eingestuft wurden. So sehen sich die damaligen Neugründungen aktuell in vielen Bereichen den gleichen Schwierigkeiten ausgesetzt wie ehemals die alten Traditionsuniversitäten: stetig wachsende Studentenzahlen bei konstant bleibendem bzw. abnehmendem Lehrpersonal gepaart mit einer – gerade im Vergleich zu den hierzulande immer wieder als Vorbild herangezogenen amerikanischen Ivy League-Universitäten – chronischen finanziellen Unterversorgung. Eine nachhaltige Wirkung des Mitte der 1960er Jahre gestarteten Versuchs einer „Hochschulreform durch Neugründungen“ (Raupach, Reimann) ist somit – zumindest gemessen an den damaligen Erwartungen – weitestgehend ausgeblieben. Statt dessen sind die ehemals *neuen* Universitäten aus den genannten Gründen mittlerweile selbst zum Reformfall mutiert.²¹⁵

²¹⁴ Vgl. exemplarisch folgenden Artikel: Wer ist die Schönste im ganzen Land? Zum Elite-Contest der SPD, in: Die Zeit vom 15.1.2004.

²¹⁵ Vgl. hierzu die drastische und stark amerikaorientierte Einschätzung von Peter Glotz: Im Kern verrottet? Fünf vor zwölf für Deutschlands Universitäten, Stuttgart 1996; ferner die einzelnen Beiträge in Stölting/Albrecht (Hg.): Die Krise der Universitäten; und Dorothee Kimmich/Alexander Thumfart (Hg.): Universität ohne Zukunft?, Frankfurt am Main 2004.